Geschichte

des

Konsulats und Kaiserreichs

von

A. Thiers.

Zwanzigster Theil.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1847.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Ulm und Trafalgar.

Es war ein grober Fehler, daß Genua am Vorabende eines Kampfes gegen England mit Frankreich vereinigt und Oesterreich dadurch zum Kriege getrieben wurde. Man rief eine furchtbare Koalition hervor und zwar in einem Augenblicke, wo man auf dem Festlande gänzliche Ruhe bedurfte, um gegen England mit voller Freiheit verfahren zu können. Allerdings sah Napoleon die Folgen der Einverleibung Genuas nicht voraus; sein Irrthum bestand darin, daß er Oesterreich zu sehr verachtete und sich jede Freiheit für erlaubt hielt. Kann man ihm jene Einverleibung bei diesen besondern Umständen zum Vorwurf machen, so war sie doch im Grunde ein glückliches Ereigniß. Gewiß, wäre der Admiral Villeneuve fähig gewesen, in den Kanal zu segeln und vor Boulogne zu erscheinen, so müßte man die Störung, die in der Ausführung des großartigsten aller Pläne stattfand, für ewige Zeiten bedauern; aber da jener Admiral nicht eintraf, so

würde sich Napoleon in der größten Verlegenheit befunden haben, da er sich abermals zur Unthätigkeit verurtheilt sah, wenn er nicht so tollkühn war, ohne den Schutz einer Flotte über den Kanal zu setzen. Diese Expedition, die so häufig angekündigt und drei Mal hintereinander mißlungen war, würde ihn lächerlich gemacht haben und England gegenüber als ohnmächtig erscheinen lassen. Indem die europäische Koalition ihm ein Schlachtfeld lieferte, das ihm fehlte, besserte sie den Fehler aus, den er begangen hatte, indem sie selbst einen solchen machte und zog ihn ganz zur rechten Zeit aus einer unbestimmten und unangenehmen Lage. Die Kette, welche die Ereignisse dieser Welt unter sich verbindet, ist zuweilen höchst eigenthümlich. Häufig scheitert ein weiser Plan und eine Thorheit wird von Erfolg gekrönt. Dies ist indessen kein Grund, alle Weisheit für eitel zu erklären und bei der Regierung von Reichen die Laune vorwalten zu lassen. Nein, man muß verständige Berechnung stets augenblicklicher Eingebung vorziehen, aber man kann nicht umhin anzuerkennen, daß über den Beschlüssen des Menschen die Beschlüsse der Vorsehung schweben, die sicherer und tiefer sind als die seinigen. Die menschliche Weisheit soll deshalb bescheiden sein, aber doch thätig bleiben.

Man muß die Schwierigkeiten, die das Regieren darbietet, aus eigener Erfahrung kennen, man muß gefühlt haben, wie schwierig es ist, große Beschlüsse zu fassen, vorzubereiten und zu vollziehen, Menschen und Dinge in Bewegung zu setzen, um den Entschluß zu würdigen, den Napoleon bei dieser Gelegenheit faßte. Nachdem der Schmerz, daß die Expedition von Boulogne gescheitert, einmal vorüber war, überließ er sich ganz seinem neuen Plane eines Kontinentalkrieges. Nie hatte er über größere Hülfsquellen verfügt, nie

ein weiteres Feld für seine Operationen gehabt. Als er das Heer von Italien befehligte, war er auf die Ebene der Lombardei und den Kreis der Alpen beschränkt gewesen, und wenn er damals diese Grenzen überschreiten wollte, so hielt ihn die Behutsamkeit des Direktors Carnot zurück. Als er während des Konsulats den Entwurf zum Feldzuge von 1800 machte, mußte er die Feldherren schonen, die noch seines Gleichen waren; wenn er z. B. für Moreau einen Plan entwarf, der die glücklichsten Folgen haben konnte, so hielt ihn die Schüchternheit dieses Generals zurück; er mußte ihn auf seine Weise handeln lassen, die freilich sicher, aber beschränkt war, und war für seine Person allein auf Piemont angewiesen. Es ist wahr, daß er seine Anwesenheit durch eine Operation bezeugte, die in der Geschichte der Kriegskunst immer für ein Wunder gelten wird, aber dennoch fand er immer Hindernisse, so oft sein Genie sich entfalten wollte. Jetzt war er zum ersten Male frei, frei, wie Cäsar und Alexander es waren. Diejenigen seiner Waffengefährten, welche ihre Eifersucht oder ihr Ruf unbequem machte, hatten sich selbst durch ein unkluges und verbrecherisches Betragen von dem Wettkampfe ausgeschlossen. Er hatte jetzt blos noch Feldherren, die sich blos seinem Willen unterwarfen und im hohen Grade die Eigenschaften besaßen, welche zur Ausführung seiner Pläne nöthig waren. Sein Heer, einer langen Unthätigkeit müde, nach Ruhm und Kämpfen begierig, durch zehnjährigen Krieg und durch ein dreijähriges Lagerleben gebildet, war zu den schwierigsten Unternehmungen und den kühnsten Märschen geeignet. Ganz Europa war seinen Kombinationen geöffnet. Er befand sich im Westen an den Ufern der Nordsee und des Kanals, und Oesterreich, von russischen, schwedischen, italienischen und englischen Streitkräften unterstützt, war im Osten, wo es

gegen Frankreich die Massen trieb, welche eine Art von europäischer Verschwörung zu seiner Verfügung gestellt hatte. Die Lage, die Mittel, Alles war groß. Befand man sich aber einseitig in der Lage, plötzlichen und ernsten Gefahren begegnen zu können, so war auf der andern Seite auch die Schwierigkeit keine geringe. Dieses Heer, so herrlich ausgebildet, daß man sagen kann, es habe nie seines Gleichen gegeben, befand sich am Ufer des Ozeans, weit entfernt von der Donau, von dem Rhein, von den Alpen, weshalb auch die Mächte der Vereinigung desselben ruhig zugesehen hatten, und man mußte es plötzlich in die Mitte des Festlandes versetzen. Das war das zu lösende Problem. Man wird urtheilen, wie Napoleon sich benahm, um den Raum zu überschreiten, der ihn von seinen Feinden trennte und sich unter ihnen auf den Punkt zu stellen, der am geeignetsten war, ihre furchtbare Koalition zu trennen.

Obgleich Napoleon den Krieg nicht so nahe geglaubt hatte, wie er wirklich war, so kannte er doch den Plan und die Vorbereitungen dazu vollkommen. Schweden rüstete in Stralsund und in Pommern, Rußland in Reval und im Meerbusen von Finnland. Man kündigte zwei große russische Heere an, die sich in Polen und Galizien versammeln würden, um Preußen zum Anschluß an den Bund zu bestimmen und Oesterreich zu unterstützen. Man argwöhnte jetzt nicht blos, nein, man kannte mit Bestimmtheit die Bildung von zwei österreichischen Heeren, eins von 80,000 Mann in Baiern, ein von 100,000 Mann in Italien, beide durch ein Korps von 25—30,000 Mann in Tyrol in Verbindung gesetzt. Die Anhäufung russischer Truppen in Corfu, englischer auf Malta, die Symptome von Bewegung am Hofe von Neapel

ließen keinen Zweifel mehr, daß ein Angriff auf den Süden von Italien drohe.

Also bereiteten sich vier Angriffe vor: der erste nördlich von Pommern aus gegen Hannover und Holland, den die Schweden, Russen und Engländer übernommen hatten; der zweite östlich im Thal der Donau, von den Russen und Oesterreichern auszuführen; der dritte in der Lombardei, den Oesterreichern allein vorbehalten; der vierte im Süden von Italien, der etwas später durch die Russen, Engländer und Neapolitaner geschehen sollte.

Napoleon hatte diesen Plan ebenso gut aufgefaßt, als wenn er den frühern militairischen Konferenzen des Herrn von Winzingerode in Wien beigewohnt hätte. Es gab für ihn, wie für seine Feinde, nur eine Dunkelheit: ob nämlich Preußen der Koalition sich anschließen werde. Napoleon glaubte es nicht. Die verbündeten Mächte hofften zum Ziel zu gelangen, indem sie den König Friedrich Wilhelm einschüchterten. In diesem Falle würde der Angriff von Norden her, der sonst nur ein unerheblicher Nebenversuch war, das Reich von Köln bis zur Rheinmündung ernstlich bedroht haben. Dies war indessen wenig wahrscheinlich und Napoleon betrachtete nur die beiden Angriffe als ernstlich, die in Baiern und in der Lombardei sich vorbereiteten, während er gegen die in Pommern und Neapel stattfindenden Unternehmungen Vorsichtsmaßregeln für genügend erachtete.

Er beschloß, die Hauptmasse seiner Streitkräfte in das Donauthal zu werfen und dort Hauptschläge zu führen, die zugleich die Nebenangriffe seiner Feinde niederschmettern sollten. Sein tiefsinniger Plan beruhte auf einer Thatsache: der weiten Entfernung der Russen, die jene der Gefahr aussetzte, zu spät zu kommen. Er glaubte, daß die Oesterreicher in

Baiern einfallen und die berühmte Stellung von Ulm besetzen würden, wodurch sie sich von den Russen noch mehr trennen mußten. Wenn er die Oesterreicher vor der Ankunft der Russen schlug, so wollte er sich dann auf die Russen werfen, die nunmehr der Unterstützung des österreichischen Hauptheeres beraubt waren, und die in der Theorie sehr leichte, in der Praxis sehr schwere Taktik ausführen, seine Feinde einzeln zu schlagen.

Um zu gelingen, bedingte dieser Plan eine ganz eigenthümliche Weise, sich auf den Schauplatz der Operation, d. h. in das Donauthal zu verfügen. Wenn Napoleon nach Moreaus Beispiel den Rhein hinaufging und ihn zwischen Straßburg und Schaffhausen überschritt, wenn er dann durch die Engpässe des Schwarzwaldes zog, zwischen der schwäbischen Alp und dem Bodensee sich entwickelte und auf diese Weise die hinter der Iller zwischen Ulm und Memmingen stehenden Oesterreicher von vorn angriff, so erreichte er seinen Zweck nicht vollkommen. Selbst wenn er die Oesterreicher schlug, was bei seiner im Lager von Boulogne gebildeten Armee sicherer denn je war, so trieb er sie den Russen entgegen und führte dann selbst ihre Verbindung mit den nordischen Verbündeten herbei. Er mußte die Oesterreicher umgehen, wie bei Marengo und noch vollständiger wie dort, mußte sie umzingeln und sie alle als Gefangene nach Frankreich schicken. Dann konnte er sich auf die Russen werfen, die blos noch von den österreichischen Reserven unterstützt wurden.

Zu diesem Zwecke bot sich ein höchst einfaches Mittel seinem Geiste dar. Eins seiner Armeekorps, das des General Bernadotte, stand in Hannover, ein zweites, das des General Marmont, in Holland, die andern in̄ Boulogne. Das erste sollte durch Hessen und Franken ziehen, gegen Würzburg und

die Donau marschiren, das zweite am Rhein hinaufgehen und sich bei Mainz und Würzburg mit dem ersten vereinigen. Während diese beiden großen Abtheilungen von Nord nach Süd zogen, wollte Napoleon durch eine Bewegung von West nach Ost, von Boulogne nach Straßburg, die an der Meerenge lagernden Truppen herbeiziehen, mit einem Scheinangriff durch die Engpässe des Schwarzwaldes drohen, aber dieses Gebirge in Wahrheit rechts lassen, durch Würtemberg marschiren und sich in Franken mit dem Korps von Bernadotte und Marmont vereinigen, die Donau unfern von Ulm, in der Gegend von Donauwerth, überschreiten, sich auf diese Art hinter die Oesterreicher stellen, sie umzingeln, gefangen nehmen und dann über Wien den Russen entgegengehen.

Die Stellung des Marschalls Bernadotte, der von Hannover kam, und des Marschalls Marmont, der von Holland heranzog, war ein Vortheil, denn der Eine brauchte blos 17 Tage, der Andere blos 14—15, um nach Würzburg in die Flanke der feindlichen Armee zu gelangen. Der Marsch der von Boulogne kommenden Truppen erforderte ungefähr 24 Tage und mußte die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf die gewöhnlichen Ausgänge des Schwarzwaldes gefesselt erhalten. In einem Zeitraume von 24 Tagen, d. h. gegen den 25. September, konnte Napoleon auf dem entscheidenden Punkte stehen. Wenn er seinen Entschluß auf der Stelle faßte, seine Bewegungen durch seinen Aufenthalt in Boulogne so lange als möglich verheimlichte, falsche Gerüchte ausstreute und seine Absichten mit jener Kunst, die Feinde zu täuschen, die er in so hohem Grade besaß, verheimlichte, so konnte er im Rücken der Oesterreicher über die Donau gehen, ehe sie seine Gegenwart nur ahneten. Gelang ihm dies, so war er vom Oktober an der ersten feindlichen Armee entledigt, zog

im November auf Wien zu und traf in der Umgegend dieser Hauptstadt auf die Russen, die er nie gesehen hatte, von denen er wußte, daß sie tüchtige Fußsoldaten, aber nicht unbesiegbar seien, denn Moreau und Massena hatten sie bereits geschlagen und er hoffte sicher, sie noch empfindlicher zu treffen. In Wien angelangt, war er weit über die Stellung der österreichischen Armee in Italien hinaus, was für letztere ein sehr dringendes Motiv zum Rückzug wurde. Napoleon hatte die Absicht, den Oberbefehl über das französische Heer an der Etsch Massena zu übergeben, welcher der kräftigste seiner Unterfeldherren war und Italien am besten kannte. Dieses Heer sollte nur 50,000 Mann zählen, aber ausgesuchte Truppen, denn sie hatten alle Feldzüge jenseits der Alpen mitgemacht, von Montenotte bis Marengo. Wenn Massena den Erzherzog Karl einen Monat lang an der Etsch festhalten konnte — was bei Soldaten unzweifelhaft war, welche gewohnt waren, die Oesterreicher zu schlagen, wie groß auch deren Anzahl sein mochte, und bei einem General, der keine Furcht kannte — so machte Napoleon durch seine Stellung in Wien die Lombardei frei, wie er bereits Baiern von den Feinden gereinigt hatte. Er zog dadurch den Erzherzog auf sich selbst, aber er zog dadurch zugleich Massena herbei, und vereinigte er dann die 50,000 von der Etsch kommenden Franzosen mit seinen 150,000 Mann, so stand er in Wien an der Spitze von 200,000 siegreichen Franzosen. Wenn er direkt über eine solche Masse von Streitkräften verfügte, wenn er die beiden gegen Baiern und die Lombardei gerichteten Angriffe abschlug, was kümmerten ihn dann die beiden andern, die im Norden und Süden gegen Hannover und Neapel vorbereitet wurden? Und stand auch ganz Europa unter den Waffen, er hatte nichts zu fürchten.

Indessen vernachlässigte er nicht, in Beziehung auf Unteritalien gewisse Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Der General Saint-Cyr hielt Calabrien mit 20,000 Mann besetzt. Napoleon gab ihm die Weisung, bei dem ersten Zeichen von Feindseligkeiten gegen Neapel zu marschiren und sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen. Unzweifelhaft wäre es seinen Grundsätzen angemessener gewesen, das Heer von Italien nicht in zwei Theile zu trennen, nicht Massena mit 50,000 Mann an der Etsch aufzustellen, Saint-Cyr mit 20,000 in Calabrien, sondern im Gegentheil das Ganze zu einer einzigen Masse von 70,000 Mann zu vereinigen, die in Oberitalien sicher siegen mußte und daher auch im Süden nichts zu fürchten hatte. Er urtheilte aber, daß Massena mit seinen 50,000 Mann und bei seinem Charakter hinreichen würde, den Erzherzog Karl einen Monat aufzuhalten, und hielt es für gefährlich, wenn er den Russen und Engländern gestatte, in Neapel festen Fuß zu fassen und in Calabrien einen schwer zu dämpfenden Aufruhr hervorzurufen. Deshalb ließ er den General Saint-Cyr mit 20,000 Mann im Golf von Tarent, mit dem Befehl, auf das erste Signal nach Neapel zu marschiren und die Russen und die Engländer in das Meer zu werfen, ehe sie Zeit hätten, sich auf dem Festlande von Italien festzusetzen. Was den im Norden in so weiter Entfernung vorbereiteten Angriff betraf, so beschränkte sich Napoleon zu dessen Abwehr darauf, die in Berlin über das Königreich Hannover angeknüpften Unterhandlungen fortzusetzen.

Er hatte nämlich Preußen dieses Königreich als Preis seines Bündnisses anbieten lassen; da er aber von einem so schüchternen Hofe kein formelles Bündniß zu erlangen hoffen durfte, so machte er demselben den Vorschlag, Hannover, wenn auch nicht als Geschenk, doch als Depot anzunehmen. Jeden-

falls war Preußen verpflichtet, feindliche Truppen daraus zu entfernen, und seine Neutralität reichte daher hin, den Norden des Reiches zu decken.

Dies war der von Napoleon entworfene Plan. Indem er seine Armeekorps in Folge eines raschen und unvorhergesehenen Marsches von Hannover, Holland und Flandern in den Mittelpunkt von Deutschland versetzte, unterhalb Ulm über die Donau ging, die Oesterreicher von den Russen trennte, die Erstern umzingelte, die Letztern niederwarf, dann in dem Donauthal bis Wien vordrang und Massena durch diese Bewegung in Italien Luft verschaffte, schlug er die beiden gegen sein Reich gerichteten Hauptangriffe in kurzer Zeit zurück. Seine siegreichen Heere standen vereinigt unter den Mauern von Wien und es war nichts mehr zu fürchten als ein Angriff im Süden von Italien, für dessen Zurückweisung Saint-Cyr genügte, und ein zweiter im Norden von Deutschland, der durch die preußische Neutralität von allen Seiten eingeengt wurde.

Nie hat ein Feldherr, weder des Alterthums, noch der Neuzeit, Pläne von einem solchen Maßstabe entworfen und ausgeführt. Aber auch nie hatte ein mächtigerer, in seinen Verfügungen unumschränkterer über die größten Hülfsmittel verfügender Geist über eine solche Länderausdehnung hin zu operiren. In der That, was sieht man gewönlich? Unentschlossene Regierungen, welche berathen, wenn sie handeln sollten, leichtsinnige Regierungen, welche ihre Truppen organisiren, wenn dieselben schon auf dem Schlachtfelde stehen sollten, und unter ihnen Generale dritten Ranges, die sich kaum auf dem Schauplatze zu bewegen verstehen, der ihren Operationen angewiesen ist. Hier war im Gegentheil Genie, Voraussicht, vollkommene Freiheit im Handeln, Alles in demselben Manne

vereinigt und wirkte zum Erfolge zusammen. Es ist selten, daß solche Eigenschaften sich vereinigen; aber ist dies der Fall, so hat die Welt einen Herrn.

In den letzten Tagen des Monats August standen die Oesterreicher bereits an den Ufern der Etsch und des Inns, die Russen an der Grenze von Galizien. Es schien fast, daß sie Napoleon überraschen würden, aber damit war es nichts. Er gab alle seine Befehle in Boulogne an demselben Tage, am 26. August, aber mit dem Befehl, sie nicht eher als am 27. Abends zu öffnen. Er wollte sich auf diese Weise noch den ganzen 27. sichern, ehe er seiner großen Seeexpedition definitiv entsagte. Der Kourier, der am 27. abging, sollte erst am 1. September in Hannover eintreffen. Der Marschall Bernadotte, bereits unterrichtet, hatte seinen Marsch am 2. September zu beginnen, sein Korps am 6. in Göttingen zu versammeln und Würzburg am 20. zu erreichen. Er hatte Befehl, die den Hannoveranern genommenen Geschütze, Munition aller Art, die Kranken, die Depots und eine Besatzung von 6000 Mann, unter dem Befehl eines energischen Offiziers, nach der Festung Hameln zu schicken. Diese Besatzung sollte auf ein Jahr mit Lebensmitteln versorgt werden. Wenn man sich mit Preußen in Beziehung auf Hannover einigte, so stießen die in Hameln gebliebenen Truppen sofort zu dem Korps von Bernadotte, wo nicht, so blieben sie in jenem Platze und vertheidigten ihn bis zum Tode auf den Fall, daß die Engländer eine Expedition nach der Weser machten, was die preußische Neutralität nicht verhindern konnte. — „Ich werde eben so rasch sein,“ schrieb Napoleon, „wie Friedrich der Große, als er von Dresden und Prag nach Berlin eilte. Ich werde den Franzosen, die in Hannover meine Adler vertheidigen, bald

zu Hülfe eilen und alle Feinde, die gekommen sind, in die Weser stürzen." — Bernadotte hatte Befehl, durch beide Hessen zu marschiren und den betreffenden Regierungen zu sagen, er habe Befehl, daß er über Mainz nach Frankfurt zurückkehre. Verweigerte man ihm den Durchmarsch, so sollte er ihn erzwingen, aber Alles baar bezahlen und die strengste Mannszucht halten.

An demselben Abend, den 27. August, überbrachte ein Kourier dem General Marmont den Befehl, sich mit 20,000 Mann und 40 gut bespannten Geschützen in Bewegung zu setzen, den Ufern des Rheins bis nach Mainz zu folgen und von da über Frankfurt nach Würzburg zu marschiren. Der Befehl mußte Utrecht am 30. August erreichen. General Marmont, ebenfalls schon unterrichtet, sollte sich am 1. Sept. in Bewegung setzen, Mainz am 15. oder 16. erreichen und am 18. in Würzburg sein. Mithin befanden sich die beiden Armeekorps von Hannover und Holland am 18. oder 20. September mitten in den fränkischen Staaten des Kurfürsten von Baiern und bildeten dort eine Streitmacht von 40,000 Mann. Da man dem Kurfürsten empfohlen hatte, nach Würzburg zu flüchten, wenn die Oesterreicher feindselig gegen ihn auftreten sollten, so fand er dort Hülfe für seine Person und sein Heer.

Am 27. Abends wurden auch die Befehle an die Lager von Ambleteuse, Boulogne und Montreuil erlassen. Diese Befehle sollten am 29. August Morgens an zur Ausführung kommen. Am ersten Tage hatten die ersten Korps dieser Lager auf drei verschiedenen Straßen abzumarschiren, am zweiten Tage die zweiten, am dritten die letzten. Sie folgten mithin in einem Zeitraume von 24 Stunden aufeinander. Die drei bezeichneten Straßen waren, für das Lager von Ambleteuse:

Kassel, Lille, Namur, Luxemburg, Zweibrücken, Mannheim; für das Lager von Boulogne: St. Omer, Douais, Cambray, Mezières, Verdun, Metz, Speyer; für das Lager von Montreuil: Arras, La Fere, Rheims, Nancy, Saverne, Straßburg. Da 24 Marschtage nöthig waren, so konnte die ganze Armee zwischen dem 21 — 24. September am Rhein zwischen Mannheim und Straßburg stehen. Ihr Erscheinen traf in die rechte Zeit, denn die Oesterreicher, die noch immer nicht offen hervortreten wollten, um die Franzosen desto besser zu überraschen, waren im Lager vor Wels bei Linz geblieben und konnten daher nicht vor Napoleon im Felde sein. Je weiter sie überdies an der obern Donau vorrückten, um so mehr näherten sie sich den französischen Grenzen zwischen dem Bodensee und Schaffhausen, um so mehr hatte Napoleon Aussicht, sie zu umzingeln. An den Straßen, auf denen die Truppen marschirten, befanden sich Offiziere mit dem nöthigen Geld, um Lebensmittel aufzuhäufen. Jeder Soldat empfing einen Ueberrock und zwei Paar Schuhe, so bestimmte ein Befehl, der mehrmals wiederholt wurde, wie Napoleon es immer machte.

Napoleon vertraute sein Geheimniß nur Berthier und Davout an und sagte seiner Umgebung, daß er 30,000 Mann an den Rhein schicken wolle. Dasselbe schrieb er der Mehrzahl seiner Minister. Auch gegen Marbois eröffnete er sich nicht mehr und begnügte sich mit der Weisung, in den Kassen von Straßburg so viel Geld als möglich anzuhäufen, was durch die offizielle Nachricht, daß 30,000 Mann im Elsaß erscheinen würden, hinreichend gerechtfertigt wurde. Daru erhielt den Befehl, auf der Stelle nach Paris zu reisen, sich zu Dejean, dem Minister des Kriegsmaterials, zu verfügen, alle nöthigen Befehle selbst zu expediren und keinen einzigen Beamten ins

Vertrauen zu ziehen. Napoleon wollte selbst 6 — 7 Tage länger in Boulogne bleiben, um das Publikum besser über seine Projekte zu täuschen.

Da alle diese Heeresabtheilungen durch Frankreich marschirten, ausgenommen die des Marschalls Bernadotte, der in Deutschland ankündigen sollte, daß er über die Grenze zurückgehe, so mußten sie bereits in vollem Marsche sein, ehe man von ihrer Anwesenheit erfuhr; diese Nachricht mußte nach Paris, von Paris ins Ausland wandern, und so verflossen viele Tage, ehe der Feind wußte, daß das Lager von Boulogne aufgehoben sei. Ueberdies fanden diese Bewegungen durch den Marsch von 30,000 Mann an den Rhein ihre Erklärung, die Hellsehendsten blieben in Zweifel und es war alle Aussicht vorhanden, daß Napoleon am Rhein und am Neckar stand, wenn man ihn noch am Ufer des Kanals vermuthete. Murat, Savary und Bertrand mußten nach Franken, Schwaben und Baiern abgehen. Sie sollten alle die Straßen untersuchen, die vom Rhein nach der Donau führen, die besten Positionen, die Vorräthe von Lebensmitteln, endlich die sichersten Punkte zum Uebergange über die Donau ermitteln. Murat sollte unter einem fremden Namen reisen und nach Erfüllung seiner Aufgaben in Straßburg eintreffen, um den Oberbefehl über die ersten Heere, die am Rhein eintreffen würden, zu übernehmen.

Um die Oesterreicher so lange als möglich in Ungewißheit zu lassen, empfahl Napoleon Talleyrand, das dem Kabinet von Wien bestimmte Manifest noch aufzuschieben und vorläufig eine definitive Erklärung zu verlangen. Es waren neue Lügen zu erwarten, mit der Enthüllung dieser Doppelzüngigkeit hatte es Zeit bis zum Augenblick der ersten Feindseligkeit. Der General Thiard, der nach der Rückkehr der

Ausgewanderten in französische Dienste getreten war, erhielt den Auftrag, nach Karlsruhe zu gehen und mit dem Großherzog von Baden ein Bündniß zu schließen. Napoleon richtete denselben Antrag an Würtemberg, indem er sagte, daß die Rüstungen Oesterreichs auf Krieg deuteten, aber sorglich verschwieg, daß er entschlossen sei, den Kampf sofort zu beginnen. In das ganze Geheimniß seiner Pläne wurde blos der Kurfürst von Baiern eingeweiht. Dieser unglückliche Fürst wußte nicht, an wen er sich anschließen solle und schwankte zwischen dem feindlichen Oesterreich und dem befreundeten Frankreich, weil das eine nahe, das andere entfernt war und weil er sich erinnerte, daß er im Kriege durch Beide stets gelitten hatte und im Frieden stets vergessen worden war. Er sah recht gut ein, daß er sich durch den Anschluß an Frankreich eine Gebietsvergrößerung verschaffen könne, wußte aber noch nichts von dem Aufheben des Lagers von Boulogne und hielt Napoleon außer Stande, seinen deutschen Verbündeten zu Hülfe zu kommen. Er sprach mit unserm Minister Otto fortwährend von einem Bündnisse und schloß es nicht ab. Dieser Zustand der Dinge änderte sich bald in Folge der Briefe Napoleons. Dieser schrieb dem Kurfürsten direkt, daß er seine Pläne gegen England vertage und mit 200,000 Mann sofort nach dem Zentrum von Deutschland abmarschiren werde; es sei dies ein Staatsgeheimniß, das er seiner Ehre anvertraue. — „Sie werden zur rechten Zeit Hülfe erhalten", setzte er hinzu, „und wir wollen das Haus Oesterreich schon zwingen, daß es Ihnen Gebiete abtritt, aus denen sich ein bedeutender Staat bilden läßt." — Napoleon legte großes Gewicht auf den Kurfürsten, der 25,000 Mann gut organisirte Soldaten besaß und wohlversehene Magazine hatte. Es war ein wichtiger Vortheil, diese 25,000 Soldaten der Koalition zu ent-

reißen und dem eigenen Heere einzuverleiben. Das Geheimniß war überdies nicht in Gefahr, denn der Kurfürst hegte einen wahren Haß gegen die Oesterreicher und schloß sich gern an Frankreich an, wenn man ihn nur sicher stellte.

Napoleon beschäftigte sich darauf mit dem Heer von Italien. Er befahl, daß die in Parma, Genua, Piemont, der Lombardei zerstreuten Truppentheile unter den Mauern von Verona sich vereinigen sollten. Den Befehl über diese Truppen entzog er dem Marschall Jourdan, jedoch mit der größten Schonung, denn er achtete diesen Mann und glaubte nur, sein Charakter eigne sich nicht für die Umstände und er kenne außerdem das Land zwischen dem Po und den Alpen zu wenig. Er versprach ihm eine Anstellung am Rhein, wo er stets gefochten hatte, und ersetzte ihn durch Massena. Die Entfernung Italiens ließ das Bekanntwerden dieser Befehle als wenig gefährlich erscheinen, denn Oesterreich erfuhr gewiß erst spät davon.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, verwendete er die Zeit, die ihm in Boulogne noch blieb, dazu, in eigener Person Maßregeln bis in die kleinsten Einzelnheiten vorzuschreiben, um die Flotte gegen jeden Angriff von Seiten der Engländer zu schützen. Der Gedanke lag nahe, daß diese den Abmarsch der Armee benutzen würde, um eine Landung zu versuchen und das aufgehäufte Material zu zerstören. Napoleon dachte aber bald nach dem Kriege an die Küsten des Ozeans zurückzukehren und durfte sich überhaupt durch den Verlust seiner Flotte nicht beschimpfen lassen, weshalb er seinen Ministern Decrés und Berthier die folgenden Maßregeln anbefahl. Die Divisionen von Etapples und Vimereux sollten mit jenen von Boulogne vereinigt und sämmtlich im Hintergrunde des Bassins der Liane aufgestellt werden, wo die

Geschosse des Feindes sie nicht erreichen konnten. Auf die holländische Flotille, die in Ambleteuse lag, ließ sich diese Maßregel nicht ausdehnen, doch wurde Alles so angeordnet, daß die in Boulogne aufgestellten Truppen in zwei bis drei Stunden diesen Punkt erreichen konnten. Starke Netze eigenthümlicher Art, an große Anker befestigt, hinderten die Engländer, Brandmaschinen auf schwimmenden Körpern gegen die Flotte loszulassen.

In Boulogne blieben drei ganze Regimenter, die dritten Bataillone einbegriffen. Dazu kamen 12 dritte Bataillons der nach Deutschland abgegangenen Regimenter. Man gab ihnen Flinten und ließ sie durch Infanterieoffiziere einüben. Sie sollten abwechselnd auf den unter Segel bleibenden und den im Hafen liegenden Schiffen dienen. Diese Vereinigung von Land- und Seetruppen bildete eine Streitmacht von 36 Bataillons und stand unter dem Oberbefehl mehrerer Generale und eines Marschalls, desselben Marschalls Brune, der 1799 die Russen und Engländer in das Meer gestürzt hatte. Napoleon befahl den Bau von Verschanzungen rings um Boulogne, um die Flotte und die unermeßlichen Magazine zu decken. Jede verschanzte Stelle wurde einem Offiziere anvertraut, der stets auf demselben Posten blieb, um die beste Art der Vertheidigung desselben genau studiren zu können.

Decrès und Marschall Berthier erhielten den Befehl, alle Land- und Seeoffiziere zu versammeln, ihnen die Wichtigkeit des ihrer Ehre anvertrauten Postens zu erklären und sie zu trösten, daß sie unthätig blieben, während ihre Kameraden zum Kampfe eilten; auch an sie würde die Reihe kommen, auch sie würden bald bei der Expedition gegen England Ruhm erwerben, denn sobald Napoleon den Kontinent für

seinen Angriff gezüchtigt habe, werde er an die Ufer des Kanals zurückkehren, vielleicht schon im nächsten Frühling.

Napoleon wohnte persönlich dem Abmarsche aller Divisionen bei. Man kann sich kaum einen Begriff machen von ihrer Freude, ihrer Begeisterung, als sie hörten, daß sie einem großen Kriege entgegengingen. Es waren nun fünf Jahre, daß sie nicht gekämpft hatten und seit dritthalb Jahren warteten sie vergeblich auf eine Landung in England. Alte und junge Soldaten, durch ein langes Leben gleich geworden, voll Vertrauen zu ihren Offizieren, voll Begeisterung für den Anführer, der sie zum Siege geleitete, voll Hoffnung auf die größten Belohnungen, da ein glücklicher Soldat auf dem Throne saß, Alle endlich von jenem Gefühle erfüllt, das zu jener Zeit alle andern Empfindungen ersetzt hatte, von der Liebe zum Ruhm, alte und junge Soldaten sehnten sich nach Krieg, Kämpfen und Gefahren. Sie hatten die Oesterreicher, die Russen besiegt, sie verachteten alle Soldaten Europas und konnten sich nicht denken, daß irgend eine Armee der Welt ihnen Widerstand zu leisten vermöge. An Mühen gewöhnt, wie nur immer die alten römischen Legionen, kümmerten sie sich wenig um den weiten Weg, den sie zur Eroberung des Kontinents zurückzulegen hatten. Sie marschirten singend ab mit dem Ruf: Es lebe der Kaiser! Ohne Zweifel gab es in diesen von Muth übersprudelnden Herzen weniger reinen Patriotismus, wie bei den Soldaten von 1792. Es gab bei ihnen mehr Ehrgeiz, aber jenen edlen Ehrgeiz, den nach Ruhm, nach rechtmäßig erworbenen Belohnungen, und ein Vertrauen und eine Verachtung der Gefahren und Schwierigkeiten, die Großes versprachen. Die Freiwilligen von 1790 wollten ihr Vaterland gegen einen ungerechten Einfall vertheidigen, die krieggewöhnten Soldaten von 1805 wollten es

zur ersten Macht der Erde erheben. Unterscheiden wir zwischen solchen Gesinnungen nicht: es ist schön, sein bedrohtes Vaterland vertheidigen, es ist ebenso schön, sich zu opfern, damit es groß und glorreich werde. Nachdem Napoleon seine Armee mit eigenen Augen hatte abmarschiren sehen, reiste er am 2. September von Boulogne ab und kam am 3. in Malmaison an. Niemand kannte seine Entschlüsse; man glaubte ihn noch immer mit seinen Plänen gegen England beschäftigt, man war gegen Oesterreich argwöhnisch und erklärte sich die Truppenmärsche, die nun bekannt zu werden anfingen, durch die bereits veröffentlichte Absendung eines Korps von 30,000 Mann, das die Oesterreicher am Oberrhein beobachten sollte.

Das Publikum mit den Thatsachen nicht genau bekannt und namentlich in gänzlicher Unkenntniß der englischen Intriguen, welche die Knoten zu einer neuen Koalition geschürzt hatten, machte Napoleon zum Vorwurf, daß er Oesterreich zum Aeußersten getrieben habe, indem er die Krone von Italien auf sein Haupt setzte, Genua mit dem Reiche vereinigte und Lucca der Prinzessin Elisa schenkte. Man bewunderte ihn noch immer, man schätzte sich noch immer glücklich, unter einer so festen Regierung zu leben, aber man warf ihm seine übertriebene Vorliebe für den Krieg vor. Niemand glaubte unter einem solchen Feldherrn an einen unglücklichen Ausgang, aber man hörte von Oesterreich reden, von Rußland, von einem Theile von Deutschland, die alle in englischem Solde ständen, man wußte nicht, ob dieser neue Kampf kurz oder lang sein werde und man rief sich unwillkürlich die Aengsten der ersten Revolutionskriege in das Gedächtniß zurück. Trug auch das Vertrauen über die andern Gefühle den Sieg weit davon, so ließ sich doch ein leichtes mißbilligendes Murmeln hören, das für die feinen Ohren Napoleons sehr hörbar war.

Was die Gefühle des Publikums noch besonders peinlich machte, war eine große finanzielle Verlegenheit. Verschiedene Ursachen hatten dieselbe hervorgerufen. Napoleon bestand bei seinem Entschlusse, nie eine Anleihe zu machen. „Nie in meinem Leben werde ich ein Papier ausgeben", schrieb er an Marbois. In der That dauerte das Mißtrauen noch fort, das die Assignaten, die Mandate, die verschiedenen anderen Papiere hervorgerufen hatten, und so allmächtig, so gefürchtet der Kaiser der Franzosen damals auch war, so wäre er doch nicht im Stande gewesen, eine Rente von fünf Franken höher als funfzig Franken zu bringen, was einem zehnprozentigen Anlehen gleichgekommen sein würde. Indessen entstanden aus dieser Lage ernste Verlegenheiten, denn das reichste Land kann den Lasten eines Krieges nicht genügen, wenn es nicht einen Theil derselben der Zukunft aufbürdet.

Wir haben bereits den Zustand der Budgets dargelegt. Das vom Jahre XII (Septbr. 1803 bis 1804), ohne die Erhebungskosten auf 700 Millionen geschätzt, hatte sich auf 762 gehoben, Glücklicherweise hatten die Einnahmen eine Vermehrung von ungefähr 40 Millionen ergeben, da der öffentliche Wohlstand durch keinen Krieg mehr Störung erlitt. Unter diesen Mehreinnahmen figurirten die Einregistrirungen mit 18, die Zölle mit 16 Millionen. Man mußte noch ein Defizit von einigen und zwanzig Millionen ausfüllen.

Das Rechnungsjahr XIII (Septbr. 1804—1805), das in diesem Augenblicke schloß, zeigte einen noch größern Ausfall. Da die Schiffsbauten bereits vollendet waren, so hatte man gehofft, daß die Ausgaben dieses Jahres bedeutend reduzirt werden könnten. Im Jahre XII hatte man 762 Millionen gebraucht, im Jahre XIII hoffte man mit 684 auszukommen. Aber die bis jetzt verflossenen Ausgaben ergaben eine

Summe von 660 Millionen, also auf das ganze Jahr 720. Um dem Bedürfniß zu genügen, hatte man die Steuern und die außerordentlichen Hülfsquellen. Die Steuern, die im Jahre 1801 nur 500 Millionen einbrachten, hatten sich in Folge des allgemeinen Wohlstandes und ohne irgend eine Veränderung im Tarif auf 560 Millionen gehoben. Die neuerdings eingeführten indirekten Steuern hatten dieses Jahr 520 Millionen geliefert, die freiwilligen Gaben der Gemeinden und der Departements beinahe 20, so daß man 600 Millionen permanenter Einnahmen hatte. Man bedurfte mithin noch 120 Millionen, um den Ausgaben des Jahres XIII zu genügen. Die italienischen Hülfsgelder von 22 Millionen lieferten einen Theil davon. Aber die spanische Subsidie von 48 Millionen hatte im September 1804 in Folge der Kriegserklärung Englands gegen Spanien aufgehört. Da dieses der gemeinschaftlichen Sache jetzt mit seinen Flotten diente, so brauchte es keine Subsidien mehr zu stellen. Die amerikanischen Gelder von dem Verkaufe Lousianas her waren ausgegeben. Um diese Hülfsquellen zu vervollständigen, hatte man 36 Millionen durch neue Cautionsstellungen erlangt, eine Art von Anleihe, deren Mechanismus früher erklärt wurde, ferner Nationalgüter im Betrage von 20 Millionen veräußert und 6 Millionen piemontesischer Gelder flüssig gemacht. Dies Alles machte mit der gewöhnlichen Auflage 684 Millionen und es blieb daher ein Ausfall von 36—40 Millionen.

Man war mithin mit den Ausgaben im Jahre XII um 24 Millionen im Rückstande, für das Jahr XIII um 40. Aber dies war noch nicht Alles. Da das Rechnungswesen noch nicht so ausgebildet war wie heutzutage und keinen augenblicklichen Ueberblick aller Thatsachen gestattete, so hatte man erst später einige Reste alter Schulden und mehrere nicht zu

verwerthende Dokumente aus frühern Jahren entdeckt, zusammen im Betrage von 20 Millionen. Zählte man diese verschiedenen Defizits zusammen, so konnte man den Rückstand, der bei der Erneuerung des Kriegs vorhanden war, auf ungefähr 80 Millionen schätzen.

Man hatte verschiedene Auskunftsmittel zur Anwendung gebracht. Man hatte bei der Amortisationskasse Schulden gemacht. Man mußte dieser Kasse die Kautionen, deren Quelle sie gewesen war, mit 500 Millionen jährlich ersetzen. Man mußte ihr 10 Millionen jährlich zahlen von den 70 Millionen an Nationalgütern, welche das Gesetz vom Jahre IX ihr zuschrieb, um die Vermehrung der öffentlichen Schuld auszugleichen. Man hatte ihr keine dieser beiden Summen überliefert. Es ist wahr, daß sie in den Nationalgütern Sicherheit hatte und überdies kein sehr dringlicher Gläubiger war. Der Schatz schuldete ihr am Ende des Jahres XIII etwa 30 Millionen.

Man hatte noch einige andere Hülfsquellen ausfindig gemacht, indem man in der Vermehrung des Schatzes mehrere Verbesserungen eintreten ließ. Wenn der Staat im Allgemeinen in finanzieller Beziehung kein großes Zutrauen einflößte, so hatten dagegen die Finanzbeamten innerhalb ihres Wirkungskreises großen Kredit. So pflegte z. B. der Hauptkassirer des Schatzes, der alle Geldbewegungen zwischen Paris und den Provinzen leitete, auf sich selbst oder auf seine Korrespondenten Tratten auszustellen, die in den Bureaus stets bezahlt wurden, da die Zahlungen, trotz der Geldverlegenheit, immer mit großer Regelmäßigkeit geschahen. Diese Art von Bank hatte bis zu 15 Millionen Tratten in Umlauf gesetzt.

Endlich hatte eine wahre Verbesserung im Dienste der Generaleinnehmer eine fast gleiche Hülfsquelle geschaffen. Bei den direkten Steuern, die auf Grundstücken und Gebäuden

ruhten, deren Werth von vornherein bekannt war und so sicher fällig wurde, wie eine Rente, ließ man diese Rechnungsbeamten Noten unterzeichnen, die von Monat zu Monat bei ihrer Kasse fällig waren und Obligationen der Generaleinnehmer genannt wurden. Bei den unregelmäßig einkommenden indirekten Steuern wartete man dagegen, bis der Ertrag wirklich realisirt wurde, um dann auf die Generaleinnehmer sogenannte Scheine auf Sicht zu ziehen. Auf diese Weise konnten sie einen Theil der Staatseinkünfte etwa fünfzig Tage lang benutzen. Nun wurde bestimmt, daß der Schatz künftig zwei Dritttheile der bekannten Summe der indirekten Steuern (190 Millionen) monatlich im Voraus ziehen sollte, während das letzte Dritttheil in den Händen der Rechnungsbeamten blieb, um momentane Ausfälle zu decken, und erst später unter der alten Form in Scheinen auf Sicht eingezogen wurde. Dieses raschere Einziehen eines Theiles der Staatseinkünfte brachte eine Einnahme von 15 Millionen.

So hatte man sich etwa 60 Millionen verschafft, indem man bei der Amortisationskasse Schulden machte, den Hauptkassirer Tratten ausstellen ließ und gewisse Einkünfte rascher einzog. Nimmt man das Defizit zu 80—90 Millionen an, so fehlten noch etwa 30 Millionen. Auch dafür war gesorgt, indem man theils den Lieferanten schuldig blieb, theils eine größere Zahl von Obligationen der Generaleinnehmer ausgab, als man eigentlich gedurft hätte.

Napoleon, der nicht gern zu sehr in Rückstand kommen wollte, hatte während seines Aufenthalts in Italien eine Operation ersonnen, die seiner Ansicht nach mit einer Ausgabe von Papieren nichts gemein hatte. Von den 300—400 Millionen Nationalgütern, die im Jahre 1800 existirten, war im Jahre 1805 nichts mehr übrig, nicht etwa, daß man die-

sen kostbaren Schatz ganz verschwendet hätte, sondern im Gegentheil, weil man ihn erhalten wollte und deshalb die Amortisationskasse, den Senat, die Ehrenlegion, den öffentlichen Unterricht damit dotirt hatte. Die geringen Theile, die man noch im Budget figuriren sah, waren ein letzter Rest, den man der Amortisationskasse auslieferte, um sie für die gemachten Schulden zu entschädigen. Napoleon hatte nun die Idee, der Ehrenlegion und dem Senat die verliehenen Nationalgüter zu nehmen, beide durch Renten zu entschädigen und die Grundstücke zu einer Operation mit den Lieferanten zu benutzen. Wirklich gab man dem Senat und der Ehrenlegion für ihre Immobilien Renten. Für 1000 Franken Einkünfte von den Grundstücken gab man ihm 750 Franken Einkünfte von den Renten, um die Koursverschiedenheit zwischen beiden auszugleichen. Der Senat und die Ehrenlegion gewannen dabei. Die Nationalgüter begann man den Lieferanten zu einem verabredeten Preise zu übergeben. Diese bekamen von den Kapitalisten darauf Geld und verschafften sich so die Mittel, ihre Dienstleistungen fortzusetzen. Die Amortisationskasse leitete die ganze Operation und lieferte auch die nöthigen Renten, um den Senat und die Ehrenlegion zu entschädigen. Der Staat seinerseits sollte sich schadlos halten, indem er ihr neue Renten übergab. Mit diesen verschiedenen Hülfsmitteln, die zum Theil, wie die Verbesserungen im Dienst, gesetzlich waren, zum Theil gehässig, wie die Nichtbezahlung der Lieferanten und die Zurücknahme der Nationalgüter, begegnete man dem Defizit der beiden letzten Jahre.

Die Verlegenheit würde nicht groß gewesen sein, wenn sich der Handel in einer gedeihlichen Lage befunden hätte; aber dem war nicht so. Die französischen Kaufleute hatten im Jahre 1802 an eine lange Dauer des Friedens geglaubt, sich

in beträchtliche Operationen eingelassen und Expeditionen nach allen Ländern übernommen. Die Gewaltthätigkeit, mit der England noch vor der Kriegserklärung auf unsere Flagge sich stürzte, hatte ihnen unermeßliche Verluste zugefügt. Viele Häuser hatten ihre traurige Lage verheimlicht, große Opfer gebracht, sich gegenseitig mit ihrem Kredit unterstützt und so dem ersten Schlage die Spitze geboten. Aber die neue Erschütterung, die aus dem Kontinentalkriege hervorging, mußte ihren Ruin vollenden. Bereits begannen in den Haupthandelsplätzen die Bankerotte und verbreiteten eine allgemeine Unruhe. Dies war nicht der einzige Grund des gedrückten Zustandes der Geschäfte. Nach dem Sturze der Assignaten war das baare Geld zwar wieder erschienen, aber immer unzureichend geblieben, wovon der Grund leicht einzusehen ist. So wenig Vertrauen das Papiergeld von dem ersten Tage an auch besaß, so hatte es doch bei vielen Geschäften die Stelle des baaren Geldes versehen und einen Theil der Metallwerthe aus Frankreich ausgetrieben. Die Hebung des öffentlichen Wohlstandes unter dem Konsulat hatte noch nicht lange genug gedauert, um das aus dem Lande gegangene Gold und Silber zurückzuführen. Es fehlte daran bei allen Geschäften. Sich Geld zu verschaffen war zu jener Zeit eine der Hauptsorgen des Handels. Die Bank von Frankreich, die sich rasch entwickelt hatte, weil sie mit ihren vollkommen gut akkreditirten Banknoten die Zahlungsmittel vermehrte, die Bank von Frankreich hatte die größte Mühe, in ihren Kassen eine Reserve von Metallgeld zu erhalten, die der Notenausgabe angemessen war. Sie hatte in dieser Beziehung lobenswerthe Anstrengungen gemacht und aus Spanien eine ungeheure Menge von Piastern gezogen. Unglücklicherweise ging auf einem andern Wege ebenso viel wieder fort, nämlich durch

Bezahlung der Kolonialwaaren. Früher, d. h. im Jahre 1788 und 1789, als wir St. Domingo besaßen, zog Frankreich aus seinen Kolonien an Kaffee, Zucker und andern Produkten bis zu 220 Millionen jährlich, wovon es 70 bis 80 konsumirte und 150 ausführte, namentlich unter der Form von gereinigtem Zucker. Wenn man bedenkt, daß der Werth des Geldes damals mindestens doppelt so groß war wie jetzt, so kann man ermessen, welch eine ungeheuere Quelle von Reichthum verstopft worden war. Wir mußten die Kolonialwaaren, die wir zwanzig Jahre früher an ganz Europa verkauften, jetzt im Auslande aufsuchen und unsern eigenen Feinden bezahlen. Ein beträchtlicher Theil unseres baaren Geldes ging nach Hamburg, Amsterdam, Genua, Livorno, Venedig, Triest, um den Zucker und Kaffee zu bezahlen, den die Engländer im freien Handel einführten oder einschmuggelten. Nach Italien schickten wir weit mehr, als die 22 Millionen, die uns dieses Land bezahlte. Alle Handeltreibende beklagten sich über diesen Zustand der Dinge, und dieser Gegenstand wurde an der Bank von den gebildetsten Kaufleuten Frankreichs täglich besprochen.

Ganz Europa hatte die Gewohnheit, von Spanien Metalle zu fordern. Dieses berühmte Volk, dem Kolumbus die Minen Amerikas eröffnete und unermeßliche, aber verhängnißvolle Reichthümer verschaffte, war durch Unwissenheit und Unordnung in Verfall gerathen. Zu einer schlechten Verwaltung waren noch unglückliche Kriege gekommen, und so war Spanien von allen Mächten jetzt am meisten in Verlegenheit und gab das immer so traurige Beispiel des Reichen, der in Elend versunken ist. Die von der englischen Regierung angehaltenen Silberflotten fehlten nicht blos Spanien, sondern ganz Europa. Obgleich die Ausfuhr von Piastern auf der

Halbinsel verboten war, so erhielt sie Frankreich doch durch Vermittelung des Schmuggelhandels und die benachbarten Völker versorgten sich in Frankreich häufig auf dieselbe Weise. Dieser heimliche Handel war ebenso geordnet, ebenso ausgedehnt wie ein erlaubter Verkehr. Aber zu dieser Zeit wurde er durch die Unterbrechung der Geldsendungen von Amerika sehr gehemmt und, merkwürdig genug, selbst England litt darunter. Daran gewöhnt, aus Frankreich und Spanien seine Hülfsquellen zu schöpfen, empfand es den allgemeinen Mangel, von dem es doch die Ursache war. Das Geld, das in den Schatzkammern der spanischen Statthalter von Mexico und Peru sich aufhäufte, gelangte nicht mehr nach Kadix, also auch nicht mehr nach Bayonne, Paris oder London. Es fehlte England an Metallen für alle seine Bedürfnisse, hauptsächlich aber für die Bezahlung der europäischen Koalition, denn die Kolonialwaaren und die Manufakturen, die es Rußland und Oesterreich lieferte, genügten nicht zur Deckung der Subsidien, die es übernommen hatte. Pitt hatte diesen Grund selbst angeführt, um den Mächten einen Theil der von ihnen geforderten Summen streitig zu machen. Nachdem England den Verbündeten eine ungeheuere Masse von Kolonialwaaren fast um nichts hingegeben hatte, schickte es ihnen statt baaren Geldes Banknoten der Bank von England. Man fand solche in den Händen österreichischer Offiziere.

Dies waren die Hauptgründe der Finanz- und Handelsklemme. Wenn die Gesellschaft der vereinigten Kaufleute, die damals alle Geschäfte besorgte, die Lieferung der Lebensmittel, die Diskontirung der Obligationen und der spanischen Subsidien übernahm, auf ihren eigentlichen Geschäftskreis sich beschränkt hätte, so würde sie den Lasten desselben haben genügen können, wenn auch mit Mühe. Sie konnte die Obli-

gationen der Generaleinnehmer nicht mit $^1/_2$ % monatlich (6 % jährlich) diskontiren; im glücklichsten Falle fand sie Kapitalisten, die ihr selbst zu $^3/_4$ % monatlich (9 % jährlich) diskontirten, was sie einem ungeheuern Verluste aussetzte. Der Staat konnte ihr die Fortsetzung ihrer Geschäfte erleichtern, wenn er sie für diesen Mehrbetrag an Zinsen entschädigte, aber der Hauptleiter der Gesellschaft, Ouvrard, hatte auf diese Verhältnisse einen Plan gebaut, der weitumfassend, auch sehr sinnreich und selbst vortheilhaft gewesen wäre, wenn er mit dem Verdienst der Genialität das noch nöthigere Verdienst genauer Berechnung vereinigt hätte. Wir haben gesehen, daß die Theilnehmer, welche die Gesellschaft der vereinigten Kaufleute bildeten, die Rollen unter sich getheilt hatten. Desprez, ein alter, durch seine seltene Geschicklichkeit im Papierhandel reich gewordener Bankbeamter, hatte die Diskontirung der Schatzscheine übernommen. Vanlerberghe, im Kornhandel sehr erfahren, besorgte die Lieferung der Lebensmittel. Ouvrard, der Kühnste und Erfindungsreichste von Allen, hatte sich die großen Spekulationen vorbehalten. Im Besitz der Papiere der spanischen Subsidien, die er zu diskontiren versprochen hatte, faßte er die Idee, mit Spanien großartige Verbindungen anzuknüpfen. Er hatte sich nach Madrid begeben, wo er einen Hof fand, den der Krieg, das gelbe Fieber, eine furchtbare Hungersnoth und das fortwährende Drängen Napoleons um Zahlung der schuldigen Summen sehr trübe stimmten. Ouvrard fand in dem Allen nichts, was überraschen oder gar in Verlegenheit setzen konnte. Sein sicheres Auftreten entzückte alle Staatsmänner, die im Eskurial regierten, wie er schon früher auf dieselbe Art Marbois geködert hatte, indem er ihm Hülfsquellen verschaffte, von denen jener nichts wußte. Er hatte sich von vornherein

erboten, die Subsidien für den Schluß des Jahres 1803 und das ganze Jahr 1804 zu bezahlen, was eine sehr willkommene Erleichterung war. Dann hatte er unmittelbare Geldhülfe geleistet, deren der Hof sehr bedurfte. Außerdem hatte er übernommen, Getreide nach den spanischen Häfen zu schaffen und der Flotte die nöthigen Lebensmittel zu liefern. Man hatte alle diese Dienste mit der lebhaftesten Dankbarkeit angenommen. Ouvrard hatte auf der Stelle nach Paris geschrieben und von Marbois, dessen Gunst er besaß, Erlaubniß erhalten, einige Ladungen Getreide aus Frankreich auszuführen. Diese plötzlichen Sendungen hatten der Häufung von Getreide in den Häfen der Halbinsel ein Ende gemacht, und indem Ouvrard die Hungersnoth entfernte, die mehr in einer künstlichen Steigerung der Preise, als im wirklichen Mangel bestand, hatte er eins der peinlichsten Leiden des Volkes wie mit einem Zauberschlage gehoben. Das war mehr als genug, um die hellsehendsten Staatsmänner Spaniens für sich zu gewinnen.

Man wird natürlich fragen, mit welchen Hülfsmitteln der Hof von Madrid Ouvrard für seine Dienste bezahlen konnte. Das Mittel war ein einfaches. Ouvrard verlangte, daß man ihm die Ausfuhr der mexikanischen Piaster überlasse. In der That erhielt er das Privilegium, die Piaster aus den spanischen Kolonien auszuführen, und zwar zu den Preisen von 3 Fr. 75 Cent., während sie in Frankreich und Holland mindestens 5 Franken galten. Es war dieses ein außerordentlicher, aber wohlverdienter Nutzen, vorausgesetzt, daß es Ouvrard gelang, die englischen Kreuzer zu täuschen und die so selten gewordenen Metalle von der neuen in die alte Welt zu versetzen. Spanien, das dem Elend fast erlag, konnte sich glücklich schätzen, wenn es um den Preis eines Viertels seiner Reichthümer die übrigen drei Viertel realisirte.

Vornehme Müssiggänger werden von ihren Intendanten oft viel schlechter behandelt. Aber wie konnte man diese Piaster kommen lassen, Pitt und den englischen Flotten zum Trotz? Diese Schwierigkeit machte Ouvrard ebenso wenig Kummer wie die andern. Er wollte Pitt selbst dazu brauchen, und sein höchst merkwürdiger Plan war folgender: Es gab holländische Häuser, z. B. Hope, die zugleich in Holland und in England etablirt waren. Diesen wollte er spanische Piaster zu einem Preise verkaufen, der seiner Gesellschaft noch immer einen beträchtlichen Nutzen sicherte. Dann war es Sache dieser Häuser, von Pitt die freie Ausfuhr zu erlangen. Da Pitt nun selbst Geld brauchte, so war es möglich, daß er eine gewisse Summe passiren ließ, wenn er auch wußte, daß er sie mit seinen Feinden theile. Es war eine Art stillschweigender Vertrag, den die holländischen Häuser vermöge ihrer Stellung in England vermittelten. Der Erfolg bewies später, daß ein solcher Vertrag theilweise, wenn auch nicht ganz ausführbar war. Ouvrard gedachte sich auch amerikanischer Häuser zu bedienen, die unter dem Schutze der neutralen Flagge aus Mexiko Piaster holen und nach Spanien überführen konnten. Die Frage war nur die, wieviel Piaster Pitt durchlassen würde und wieviel die Amerikaner übernehmen könnten. Wenn man Zeit hatte, so konnte eine solche Spekulation leicht gelingen, Frankreich und Spanien wichtige Dienste leisten und der Gesellschaft bedeutenden Nutzen bringen. Unglücklicherweise war das Bedürfniß ein sehr dringendes. Von seinen Rückständen schuldete der Schatz ungefähr 30 Millionen der Gesellschaft der vereinigten Kaufleute und bezahlte sie mit Immobilien. Das war die erste Last, die sie zu tragen hatte. Außerdem hatte sie dem Schatz die spanische Subsidie für ein Jahr zu entrichten, d. h. 40 bis 50 Millionen Franken zu

liefern; sie mußte die Obligationen der Generaleinnehmer diskontiren und endlich das nach der spanischen Halbinsel geschickte Getreide und die Lebensmittel und die Flotte bezahlen. Eine solche Lage gestattete nicht, auf den Erfolg der Operationen lange zu warten. Bis dahin hatte die Gesellschaft sich immer durch Auskunftsmittel gefristet. Die vom Schatz erhaltenen Immobilien hatte sie an Darleiher verpfändet. Da sie durch die Gefälligkeit Marbois' in den Stand gesetzt war, über das Portefeuille des Staats beinahe frei zu verfügen, so nahm sie mit vollen Händen Obligationen der Generaleinnehmer und verpfändete sie gegen Wucherzinsen an Kapitalisten. Einen Theil derselben Obligationen diskontirte die Bank von Frankreich, die in Folge ihrer Verbindung mit der Regierung nichts abschlug, was zum Wohl des öffentlichen Dienstes verlangt wurde. Die Gesellschaft empfing den Betrag dieser Diskontos in Bankbillets, und so löste sich Alles in eine tägliche Zunahme solcher Bankbillets auf. Da aber die Metallwerthe nicht in demselben Maße vermehrt wurden, so entstand daraus eine wahre Gefahr, und es war vorauszusehen, daß die Bank zuletzt die ganze Last werde tragen müssen. Im Schooße des Direktoriums erhoben sich auch Stimmen, daß man Desprez vorsichtiger unterstützen müsse; aber andere Betheiligte, die patriotischer und minder klug waren, namentlich Perrigour, sprachen sich dagegen aus und bewilligten Desprez Alles.

Der französische Schatz, der spanische Schatz, die Gesellschaft der vereinigten Kaufleute, die als Verbindungsglied diente, verfuhren so, wie es unsolide Häuser machen, die sich ihre Giros leihen und sich gegenseitig mit einem Kredit unterstützen, den sie nicht haben. Man muß jedoch anerkennen, daß der französische Schatz von diesen drei Häusern das soli=

beste war und durch die Gemeinschaft am meisten litt, denn es waren einzig seine Hülfsquellen, d. h. die von der Bank diskontirten Obligationen der Generaleinnehmer, womit man alle Bedürfnisse deckte und sowohl die spanischen als die französischen Heere ernährte. Ueberdies war das Geheimniß dieser außerordentlichen Lage unbekannt. Die Gesellschafter Ouvrards, deren Stellung zu ihm nie bekannt geworden ist, obgleich lange Prozesse darüber geführt wurden, wußten selbst nicht, welche ungeheuere Last auf ihnen ruhe. Da sie bereits in großer Verlegenheit waren, so ließen sie durch Marbois Ouvrard den Befehl geben, sofort nach Paris zurückzukehren. Marbois, der alle Einzelheiten eines großen Geschäfts nicht übersehen konnte und überdies von einem ungetreuen Beamten getäuscht wurde, ahnte nicht, in welchem Grade die Hülfsquellen des Schatzes der Gesellschaft überlassen seien. Napoleon selbst war mit der Verwirrung unbekannt, die innerhalb des Schatzes und in der Vereinigung mit der Gesellschaft der vereinigten Kaufleute herrschte und gab sich keine Rechenschaft von der wahren Verwirrung und Unruhe, die bereits bemerkt wurde. Er schob die Schuld der Geldverlegenheit auf die falschen Spekulationen des französischen Handels, auf die Wucherzinsen der Kapitalisten, und beklagte sich über die Geschäftsleute etwa ebenso, wie er die Ideologen schalt, wenn er auf Ideen stieß, die ihm nicht behagten. Daß man aus diesem Zustand der Dinge etwa Einwürfe gegen seine Befehle hernehme, litt er durchaus nicht. Er wollte 12,000,000 baaren Geldes nach Straßburg haben und verlangte sie so gebieterisch, daß man zu den äußersten Mitteln griff, um das Geld herbeizuschaffen. Weitere 10 Millionen verlangte er für Italien und die Gesellschaft kaufte sie in Hamburg auf und schickte sie nach Mailand. Uebrigens hoffte Napoleon in

zwei bis drei Wochen durch seine Siege aller Verlegenheit ein Ende gemacht zu haben. — „Ehe vierzehn Tage vergehen,“ sagte er, „habe ich die Russen, die Oesterreicher und die Geldspekulanten geschlagen.“

Nachdem er diese Hülfsquellen wohl oder übel vom Schatz erlangt hatte, beschäftigte er sich mit der Konskription und der Organisation der Reserve. Das jährliche Kontingent zerfiel damals in zwei Hälften, jede von 30,000 Mann, deren erste zum aktiven Dienst berufen wurde, während die zweite im Schooß der Bevölkerung blieb, aber auf den ersten Ruf der Regierung unter den Fahnen erscheinen mußte. Ein großer Theil des Kontingents der Jahre 9 bis 13 war nicht einberufen worden. Alle diese Dienstpflichtigen hatten das gesetzliche Alter und die Regierung konnte durch ein einfaches Dekret über sie verfügen. Napoleon berief sie alle; er wollte aber auch außerdem das Kontingent des Jahres XIV im Voraus ausheben, d. h. die Individuen, die vom 23. September 1805 bis zum 23. September 1806 in das dienstfähige Alter traten, und da der alte christliche Kalender mit dem nächsten Jahre wieder in Gebrauch kommen sollte, so gedachte er auch noch diejenigen jungen Leute hinzuzufügen, die vom 23. September bis 31. Dezember 1806 der Konskription anheimfielen. Er wollte also alle die Konskribirten, auf die das Gesetz vom Sept. 1805 bis Dez. 1806 anwendbar wurde, mit einem Male ausheben. Diese Maßregel mußte ihm 80,000 Mann liefern, von denen die letzten noch nicht ganz zwanzig Jahre alt waren. Im Kriegsdienst sollten nicht Alle sogleich verwendet werden. Napoleon hatte die Absicht, sie erst zum Waffenhandwerke vorzubereiten, indem er sie in die dritten Bataillone oder das Depot jedes Regiments versetzte. Auf diese Weise hatten die Rekruten ein bis zwei Jahre Zeit,

sich auszubilden und Kräfte zu gewinnen und waren dann beinahe ebenso gute Soldaten, wie jene aus dem Lager von Boulogne. Diese Anordnung war für die Gesundheit der Leute ebenso zuträglich, wie für ihre militairische Ausbildung, denn wenn der zwanzigjährige Konskribirte in das Feld rückt, so endet er bald im Hospitale. Aber eine solche Anordnung war auch nur einer Regierung möglich, die dem Feinde eine vollständig organisirte Armee entgegenstellen kann und das diesjährige Kontingent nur als Reserve gebraucht.

Der gesetzgebende Körper war nicht versammelt und es verfloß Zeit, wenn man ihn zusammenrufen wollte. Napoleon willigte in die Verzögerung nicht und dachte sich an die Regierung zu wenden, indem er sich auf zwei Motive stützte: Einmal die Dringlichkeit der Umstände und dann die Unregelmäßigkeit eines Kontingents, das einen größern Zeitraum als zwölf Monate und Konskribirte unter 20 Jahren umfaßte. Man verließ den Weg des Gesetzes, wenn man so handelte, denn der Senat konnte weder die Kontribution in Gelde, noch in Menschen votiren. Er hatte Funktionen einer andern Art, z. B. inkonstitutionelle Gesetze zu verhindern, die Lücke der Verfassung auszufüllen und die Handlungen der Regierung zu überwachen. Die Bewilligung der Abgaben und des Kontingents gehörte ausschließlich dem gesetzgebenden Körper an. Es war ein Fehler, daß man die so schon so sehr verstümmelte Verfassung noch mehr verletzte und gar zu fügsam machte, indem man es mit den Formen so leicht nahm. Es war ein zweiter Fehler, daß man nicht sparsamer umging mit dem Senat, aus dem man die gewöhnliche Hülfsquelle für alle schwierigen Fälle gemacht hatte, daß man gar zu sehr merken ließ, man zähle auf seine Gelehrigkeit viel mehr, als auf jene des gesetzgebenden Körpers. Der Erzkanzler Cam=

bacères, der unnöthige Ueberschreitungen nicht liebte, machte diese Bemerkungen und verlangte, man solle die Form wenigstens so weit beobachten, daß man den Senat und die Bank durch ein organisches Gesetz votiren lasse. Napoleon wollte aber die Aushebung des Kontingents weder aufschieben, noch eine allgemeine Regel darüber aufstellen. Er befahl demnach, daß ein Senatsbeschluß vorbereitet werde, der, auf die oben angeführten Gründe gestützt, die Aushebung des Kontingents befehle.

Ebenso gedachte er auf die Nationalgarden zurückzukommen, die in Kraft der Gesetze von 1790, 1791 und 1795 eingeführt waren. Wenn die Zeiten sich auch geändert hatten, wenn Europa der Größe Frankreichs auch vielmehr feindlich war, als den Grundsätzen desselben, so hatte diese dritte Koalition doch ganz den Charakter der beiden frühern und Napoleon dachte daher, daß die Nation ihm eine ebenso nachhaltige Mitwirkung schulde, wie früher. Denselben Eindruck durfte er nicht erwarten, denn der revolutionäre Enthusiasmus war verraucht, aber auf den vollkommensten Gehorsam aller Bürger, auf ein tiefes Ehrgefühl aller zu den Waffen Berufenen konnte er rechnen. Er befahl daher eine solche Reorganisation der Nationalgarden, die mehr auf Disziplin und militairische Ausbildung Rücksicht nehme. Zu diesem Zwecke ließ er einen Senatsbeschluß vorbereiten, der ihn autorisirte, die Organisation durch kaiserliche Dekrete zu regeln. Er beschloß die Ernennung der Offiziere sich selbst vorzubehalten und den jüngern mehr kriegerischen Theil der Bevölkerung mit den Jägern und Grenadierkompagnien zu vereinigen. Er bestimmte die Nationalgarde zur Vertheidigung der Festungen und momentan bedrohter Punkte, wie Boulogne, Antwerpen, die Vendée.

Diese verschiedenen Elemente wurden auf folgende Weise

vertheilt, nahe an 200,000 Soldaten marschirten nach Deutschland; 70,000 vertheidigten Italien; 20 Bataillone Infanterie und 15 Bataillone Marine bewachten Boulogne. Wir haben bereits gesehen, daß die Regimenter aus 3 Bataillonen bestanden, wovon 2 aktiv waren und eins das Depot bildete, letzteres dazu bestimmt, die Kranken und Rekonvaleszenten aufzunehmen und die Konskribirten einzuüben. Eine bestimmte Anzahl dieser dritten Bataillone stand in Boulogne. Alle andern wurden zwischen Mainz und Straßburg aufgestellt. Nach diesen drei Punkten schickte man die Mannschaften, die von den Jahren IX bis XIII noch auszuheben waren und die 80,000 Konskribirten von 1806. Sie hatten die Bestimmung, in die dritten Bataillone einzutreten, um sich dort zu üben und die nöthigen Kräfte zu gewinnen. Die Aeltesten sollten später die Lücken ausfüllen, welche der Krieg in die Reihen der Armee gerissen haben würde. Das Ganze bildete eine Reserve von mindestens 50,000 Mann, welche die Grenze bewachte und die Rekrutirung der Korps sicherte. Auf diese Reserve gestützt, sollten die Nationalgarden im Norden und Westen organisirt werden, um zur Vertheidigung der Küste mitzuwirken und nach Boulogne und Antwerpen zu marschiren, wenn die Engländer die Flotille verbrennen oder die an der Schelde erbauten Werfte zerstören wollten. Der Marschall Brune befehligte in Boulogne, der Marschall Lefèbre in Mainz, der Marschall Kellermann in Straßburg. Diese Ernennungen sprachen für den ungemeinen Takt Napoleons. Der Marschall Brune hatte sich schon 1799 Ruf erworben, als er die Russen und Engländer zurückschlug. Die Marschälle Lefèbre und Kellermann, alte Soldaten, die für ihre Dienste Stellen in dem Senate und den Marschallstab empfangen hatten, eigneten sich vorzüglich zur Reorganisation der Reserve, während

ihre jüngern Waffengefährten im aktiven Dienst den Vorzug verdienten. Sie gaben zugleich Gelegenheit zu der Abschaffung des Gesetzes, das die Senatoren vom öffentlichen Dienste ausschloß. Dieses Gesetz mißfiel dem Senate sehr und man umging es auf eine sehr geschickte Weise, indem man einige seiner Mitglieder an der Organisation der Landesvertheidigung Antheil nehmen ließ.

Nachdem diese Anordnungen beendigt waren, ließ Napoleon dem Senat die Maßregeln vorlegen, die wir bereits aufgezählt haben, und überreichte sie selbst in einer kaiserlichen Sitzung, die am 23. September im Luxemburg stattfand. Er sprach in bestimmten und festen Ausdrücken von dem Kontinentalkriege, der ihn überrascht habe, während er mit der Expedition nach England beschäftigt gewesen sei, von den zweideutigen Antworten Oesterreichs auf die geforderten Erklärungen, von seinen Lügen, die jetzt offenbar seien, da seine Armeen am 8. September in demselben Augenblick, da das Wiener Kabinet seine Friedensliebe feierlichst betheuerte, den Inn überschritten hätten. Er rief die Ergebenheit Frankreichs an und versprach die neue Koalition bald vernichtet zu haben. Die Senatoren gaben laut ihre Zustimmung zu erkennen, obgleich sie im Grunde der Herzen sagten, daß die Uebergriffe in Italien diesen neuen Krieg hervorriefen. In den Straßen, durch die der kaiserliche Zug von dem Luxembourg bis zu den Tuilerien kam, äußerte sich die Volksbegeisterung minder laut wie gewöhnlich. Napoleon bemerkte es und sprach sich gegen den Erzkanzler Cambacères mit einiger Bitterkeit aus. Er nannte die Pariser ungerecht, schien aber seinen Entschluß zu fassen und sich vorzunehmen, daß er den alten Ruf der Begeisterung bald lauter und lebhafter erregen werde, denn je zuvor. Ehe er abreiste, sorgte er für die Organisation der

Regierung während seiner Abwesenheit. Sein Bruder Joseph sollte im Senat den Vorsitz führen, sein Bruder Ludwig in seiner Eigenschaft als Konnetable die Aushebung der Mannschaft und die Bildung der Nationalgarde besorgen. Der Erzkanzler Cambacères wurde mit dem Vorsitze im Staatsrath beauftragt. Alle Geschäfte sollten in einem Rathe besprochen werden, der unter dem Vorsitze des Großwählers Joseph aus Ministern und Großwürdenträgern zusammengesetzt wurde. Es wurde bestimmt, daß jeden Tag Kouriere abgehen sollten, um Napoleon jeden Tag Berichte mit einem Gutachten des Kanzlers zu überbringen. Dieser Letztere fürchtete, daß Joseph Bonaparte, der Präsident des Regierungsraths, sich beleidigt fühlen würde, daß ein Mitglied des Rathes die Rolle eines Kritikers übernehme, und machte Napoleon darüber eine Bemerkung. Aber dieser unterbrach ihn mit den Worten, er habe keine Lust, sich um einer Kleinigkeit willen eines Rathgebers zu berauben, der für ihn die größte Geltung habe. Es blieb also bei dem Befehle. Auf jeden Bericht wollte er die Entscheidung selbst geben und nach Paris schicken. Blos in dringlichen Fällen durfte der Rath Befehle geben, die jeder Minister unter seiner Verantwortlichkeit ausführte. Auf diese Weise behielt sich Napoleon selbst während seiner Abwesenheit die Entscheidung aller Sachen vor und machte den Erzkanzler zum Auge seiner ganzen Regierung.

Seine ganze Umgebung sah ihn mit Betrübniß scheiden. Man kannte seinen genialen Plan nicht, man wußte nicht, wie sehr er den Krieg abkürzen werde. Man fürchtete, daß er eine lange Dauer haben, man war überzeugt, daß er sehr blutig sein werde. Man fragte sich, wie das Schicksal Frankreichs sich gestalten werde, wenn ein solcher Mann dem Geschoß erliege, das die Brust Türennes durchbohrte oder die

Stirn Karls XII. zerschmetterte. Ueberdies liebten ihn Alle, die ihm näher standen, so rauh und gebieterisch er auch war. Seine Abreise erregte daher auch den lebhaftesten Kummer. Die Kaiserin, die ihn in demselben Grade heißer liebte, als ihre Furcht vor der Scheidung zu wachsen begann, begleitete ihn bis Straßburg. Marschall Berthier war bei ihr, Talleyrand hatte Befehl, dem Generalquartier mit einigen Beamten in gewisser Entfernung zu folgen.

Die Armee, die 20 Tage früher noch an den Ufern des Ozeans stand, war jetzt zum großen Staunen Europas im Mittelpunkte von Deutschland, an den Ufern des Mains, des Neckars und des Rheins. Nie, zu keiner Zeit wurde ein Marsch schneller und geheimer ausgeführt. Die Colonnenspitzen trafen bereits überall zusammen, zu Würzburg, Mainz, Straßburg. Die Freude der Soldaten hatte den höchsten Punkt erreicht, und als sie Napoleon erblickten, empfingen sie ihn mit dem tausendfach wiederholten Rufe: Es lebe der Kaiser! Diese unzählbare Menge von Truppen aller Waffengattungen, diese Konvois von Lebensmitteln und Munition, diese langen Züge von Pferden, alle diese Transporte der Armee, die man vor einigen Tagen noch gar nicht erwartete und die nun plötzlich da waren, boten ein einziges Schauspiel dar, das durch die Anwesenheit eines kriegerischen, zugleich ernsten und glänzenden Hofstaats und durch das Zuströmen einer unermeßlichen Menge von Neugierigen noch gehoben wurde.

Die Koalition hatte sich ihrerseits beeilt, war aber nicht so gut vorbereitet wie Napoleon und hauptsächlich nicht so thätig, obgleich es ihr an Leidenschaftlichkeit nicht fehlte. Die verbündeten Mächte hatten verabredet, ihre Hauptkräfte vor Anbruch des Winters nach der Donau zu versetzen, damit Napoleon die Schwierigkeiten der Kommunikation während

der schlechten Jahreszeiten nicht benutzen könne, um Oesterreich isolirt von seinen Verbündeten zu erdrücken. Die Marschbefehle lauteten daher auf das Ende des August und den Anfang des Septembers. Die Verbündeten glaubten auf diese Weise Napoleon zuvorgekommen zu sein und schmeichelten sich mit der Hoffnung, die Bewegung in dem Augenblicke beginnen zu können, der ihnen der günstigste sein werde. Sie erwarteten nicht, die Franzosen so frühzeitig auf dem Kriegstheater anzutreffen.

In Reval zogen sich russische Truppen zusammen und schifften sich in den ersten Tagen des Septembers nach Stralsund ein. Es waren 16,000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Tolstoi. 12,000 Schweden waren vor ihnen in Stralsund angekommen. Alle zusammen sollten durch Mecklenburg nach Hannover marschiren und sich dort mit 15,000 Engländern vereinigen, die in Kuxhaven gelandet sein würden. So erhielt man für den Angriff im Norden eine Armee von 43,000 Mann. Je nachdem Preußen sich anschließen würde, oder nicht, sollte von dieser Seite ein Hauptangriff, oder nur ein Nebenangriff stattfinden.

Zwei große russische Heere, jedes 60,000 Mann stark, waren im Vorrücken begriffen, das eine durch Galizien, unter General Kutusow, das zweite durch Polen unter dem General Buxhöwden. Dem zweiten Heere folgte die russische Garde unter dem Großfürst Konstantin, 12,000 Mann ausgesuchter Truppen. In Wilna wurde eine Reservearmee unter dem General Michelson gebildet. Der junge Kaiser Alexander, den nur der Leichtsinn zum Kriege fortgerissen hatte, der Einsicht genug besaß, um einen Fehler zu erkennen, aber nicht Willenskraft genug, ihn durch einen Rücktritt gut zu machen, oder durch Energie der Ausführung zu verbessern, der jetzt

von einer geheimen Furcht beherrscht wurde, die er sich selbst nicht zu gestehen wagte, der Kaiser Alexander hatte sich zu den letzten Vorbereitungen erst sehr spät entschlossen. Das Korps von Galizien, das unter Kutusow den Oesterreichern zu Hülfe kommen sollte, erreichte die Grenze Oesterreichs erst gegen Ende August. Es hatte jetzt noch durch Galizien zu marschiren, von Brody bis Ollmütz, durch Mähren von Ollmütz bis Wien, durch Oesterreich und Baiern von Wien bis Ulm. Dies war ein weiterer Weg, als die Franzosen von Boulogne bis Ulm zurückzulegen hatten, und noch dazu verstanden die Russen die Entfernung nicht so zu besiegen, wie die Franzosen. Die Voraussicht Napoleons ging daher in Erfüllung, denn er war den Russen bereits zuvorgekommen.

Das zweite russische Heer, das in der Umgegend von Pulawy, zwischen Warschau und Krakau stand und mit den russischen Garden 70,000 Mann stark war, erwartete die Ankunft Alexanders, um seine Weisung in Bezug auf Preußen zu empfangen. Dieser Monarch hatte erst der Einschiffung seiner Truppen in Reval beigewohnt, ehe er zur polnischen Armee abging und war dann nach Pulawy gereist, einer schönen Besitzung der Familie Czartorysky in geringer Entfernung von Warschau. Er wurde bei seinem jungen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten Adam Czartorysky aufgenommen und konnte hier mit dem Hofe von Berlin in größerer Nähe verkehren.

Zur Seite Alexanders befand sich der Fürst Alexander Dolgorucki, ein Neuling in den Waffen, aber doch voll Anmaßung und Ehrgeiz, ein Feind der geistreichen jungen Leute, die das Reich beherrschten, und darum bestrebt, dem Kaiser einzureden, daß diese Männer ungetreue Russen seien, die den Thron im Interesse Polens verriethen. Die Beweglichkeit

Alexanders gab dem Fürsten Dolgorucki mehr als eine Aussicht auf Erfolg. Es war unwahr, daß Fürst Adam, der redlichste aller Männer, Alexander zu verrathen fähig sei. Aber er haßte den preußischen Hof, dessen Schwäche ihm als Doppelzüngigkeit erschien, er wünschte als ächter Pole, daß man mit diesem Hofe, wenn er der Koalition nicht beitrete, breche, seine Heere zu Boden werfe und ihm Warschau und Posen nehme, um Alexander zum König des wiederhergestellten Polens zu machen. Dieser Wunsch war bei einem Polen nur natürlich, aber für einen russischen Staatsmann etwas unbesonnen. Napoleon genügte allein schon, um die Koalition zu schlagen, was sollte nun erst werden, wenn man Preußen zu einem Bündnisse mit ihm zwang?

Ueberdies verlangte man von dem unentschlossenen Charakter Alexanders zu viel. Er hatte seinen Gesandten Alopäus nach Berlin geschickt, um für eine russische Armee den Durchmarsch nach Schlesien zu erlangen und zugleich zu verstehen zu geben, man zweifle nicht, daß Preußen dem verdienstlichen Werke der Befreiung Europas sich anschließen werde. Der Unterhändler war sogar bevollmächtigt, dem preußischen Kabinet zu erklären, daß von einem Schwanken keine Rede sein könne, daß die Neutralität unmöglich sei, daß man den Durchmarsch erzwingen werde, wenn man ihn nicht auf friedlichem Wege erlange. Alopäus sollte durch Fürst Dolgorucki unterstützt werden. Dieser hatte den Auftrag, in Berlin kein Hehl aus dem Beschlusse der Verbündeten zu machen, Preußen entweder durch Liebkosungen zu gewinnen oder durch Gewalt zu bestimmen. Man war sogar soweit gegangen, das Manifest zu entwerfen, das den Feindseligkeiten vorhergehen sollte.

Während die russischen Agenten in Berlin diese lebhaften Vorstellungen machten, befanden sich eben daselbst die

französischen Unterhändler Duroc und Laforest, die dem König Hannover anbieten sollten. Man wird sich erinnern, daß der Marschall Duroc von Boulogne mit dem Auftrage abgegangen war, dieses Anerbieten zu machen. Die Redlichkeit des jungen Königs war der Versuchung unterlegen und auch Hardenberg, den man in Europa den denkenden Minister nannte, hatte nicht Stich gehalten. Hardenberg sah in dieser ganzen Angelegenheit nur eine einzige Schwierigkeit, nämlich wie man eine Form finden könne, welche in den Augen Europas die Ehre seines Herrn rette. Ueber dem Suchen dieser Form waren zwei Monate verflossen, der Juli und August. Endlich hatte man eine gefunden, die ziemlich geeignet war. Es war dieselbe, welche die Koalition ihrerseits ersonnen hatte, um den Krieg gegen Napoleon zu beginnen, nämlich eine bewaffnete Vermittelung. Der König von Preußen solle im Interesse des Friedens, der ein Bedürfniß aller Mächte sei, erklären, unter welchen Bedingungen das Gleichgewicht Europas ihm gesichert erscheine; er sollte diese Bedingungen aussprechen und dann zu erklären geben, daß er gegen die Mächte sei, die demselben nicht beitreten, was eben so viel hieß, als daß er halb und halb für Frankreich sei, um Hannover zu gewinnen. In der That sollte er in seiner Erklärung die meisten Bedingungen Napoleons annehmen, die Gründung des Königreichs Italien, die Vereinigung Piemonts und Genuas mit dem Reiche, das Recht Frankreichs zu freier Verfügung über Parma und Piacenza, die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands, endlich die Räumung von Tarent und Hannover beim Frieden. Die einzige Schwierigkeit war die, wie man die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands verstand. Napoleon, der damals auf beide Länder keine Absichten hatte, wollte die Unabhängigkeit derselben doch nicht der Art garan=

tiren, daß es den Feinden Frankreichs gestattet sei, in denselben eine Gegenumwälzung zu bewirken.

Die Streitigkeiten über diesen Gegenstand hatten bis Ende September gedauert und der junge König von Preußen war schon bereit nachzugeben, als er an dem Marsche der russischen, österreichischen und französischen Heere deutlich erkannte, daß der Krieg unvermeidlich und nahe sei. Bei diesem Anblick von Furcht ergriffen, trat er zurück und redete so wenig mehr von einer bewaffneten Vermittelung wie von der Erwerbung Hannovers, Er verschanzte sich wieder in sein altes System der Neutralität des nördlichen Deutschlands. Nun boten Duroc und Laforest das, was Preußen so oft selbst verlangt hatte, die Uebergabe Hannovers an Preußen unter dem Namen eines Depots und unter der Bedingung, daß das Letztere Frankreich den Besitz garantire. Aber so großes Vergnügen dem König Friedrich Wilhelm der Rückzug der Franzosen auch machte, so sah er doch, daß er der nordischen Expedition sich widersetzen müsse und weigerte sich abermals. Er betheuerte hundertmal seine Liebe für Napoleon, dessen Dynastie und Regierung, indem er hinzufügte, wenn er seinen Sympathien nicht nachgäbe, so geschähe es nur deshalb, weil er gegen Rußland ohne Vertheidigung sei. Duroc und Laforest antworteten darauf mit dem Anerbieten eines Heeres von 80,000 Franzosen, das sich sofort mit den Preußen vereinigen könne. Aber dies war wieder der Krieg, und Friedrich Wilhelm wies ihn auch unter dieser neuen Form zurück. In diesem Augenblick trafen Alopäus und Dolgorucki in Berlin ein, um von Preußen zu verlangen, daß es sich für die Koalition ausspreche. Den König schreckten die Forderungen des Einen nicht minder, als die Anträge des Andern. Er antwortete mit Protestation, genau denen ähnlich, die er den

französischen Unterhändlern zu hören gab. Er hege die größte Zuneigung für den jungen Freund, sagte er, dessen Bekanntschaft er in Memel gemacht habe, aber er sei den Schlägen Napoleons zuerst ausgesetzt und könne seine Unterthanen nicht in eine so große Gefahr bringen, ohne sich eines Verbrechens schuldig zu machen. Die russischen Gesandten antworteten, daß das Lager zwischen Warschau und Krakau ja keinen andern Zweck habe, als ihn zu beschützen, daß die darin versammelten 70,000 Russen durch Schlesien und Sachsen an den Rhein marschiren würden, um den ersten Stoß der französischen Heere auszuhalten. Diese Gründe bestimmten Friedrich Wilhelm nicht. Man ging nun weiter und gab ihm zu verstehen, es sei zu spät, denn man habe an seinem Beitritt nicht gezweifelt und den russischen Truppen bereits Befehl ertheilt, das preußische Gebiet zu betreten. Bei dieser Art von Zwang hielt sich Friedrich nicht länger an. Man hatte sich in seinem Charakter getäuscht. Er war unentschlossen, was ihm häufig den Anschein der Schwäche und Doppelzüngigkeit gab. Aber trieb man ihn zum Aeußersten, so wurde er hartnäckig und gereizt. Er gerieth in Zorn, berief einen Kriegsrath, in dem der alte Herzog von Braunschweig und der Marschall Möllendorf Platz nahmen, und beschloß trotz seiner Sparsamkeit die preußische Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Da er sich auf dem Punkte sah, entweder von der einen oder von der andern Partei Gewalt zu erfahren, so befahl er er die Zusammenziehung von 80,000 Mann, die ihn 16 Millionen Thaler kosten mußte, die theils von den Staatseinkünften genommen werden sollten, theils von dem Schatze des großen Friedrich, der nach den Verschwendungen der vorigen Regierung in Folge von Ersparungen wieder gefüllt worden war.

Alopäus, durch diese Maßregeln geschreckt, schrieb nach

Pulawy und gab seinem Kaiser den Rath, den König von Preußen zu schonen, wenn er nicht alle Streitkräfte der preußischen Monarchie gegen sich haben wolle.

Diese Nachrichten erschütterten den Entschluß Alexanders. Der Fürst Adam Czartorysky hatte ihn lebhaft gedrängt, sich zu entscheiden, Preußen keine Zeit zu Rüstungen zu lassen und den Durchmarsch zu erzwingen, statt lange darum zu unterhandeln. Wenn Preußen für den Krieg sei, sagte der Fürst, so erkläre man Alexander zum König von Polen und organisire dieses Land im Rücken der russischen Heere; füge der König sich dagegen, so habe man den Plan der Koalition verwirklicht und einen Verbündeten mehr gewonnen. Alexander, durch Alopäus unterrichtet, wies aber die Rathschläge seines jungen Ministers zurück und sandte Dolgorucki wieder nach Berlin, um seinem königlichen Freunde die Versicherung zu geben, daß er nicht daran gedacht habe, seinem Willen Zwang anzuthun, daß im Gegentheil der russischen Armee Befehl ertheilt sei, an der preußischen Grenze stehen zu bleiben, daß aber so wichtige Angelegenheiten durch Mittelspersonen nicht abgemacht werden könnten, und daß er daher um eine Unterredung bitte. Friedrich Wilhelm fürchtete die Liebkosungen Alexanders ebenso sehr als die russischen Armeen und hatte keine Lust zu einer solchen Zusammenkunft. Der Hof, der für die Koalition und für den Krieg war, und die Königin, deren Ansichten mit denen des jungen Kaisers übereinstimmten, überredeten ihn indessen, daß er sich nicht weigern könne. Die Zusammenkunft wurde für die ersten Tage des Oktobers verabredet. Inzwischen gab man Laforest und Duroc das feierliche Versprechen, neutral zu bleiben.

Während die Russen den Monat September auf diese Art verwendeten, machte Oesterreich von dieser kostbaren Zeit

einen bessern Gebrauch. Während Cobenzl in Paris unaufhörlich wiederholte, man habe nur den einzigen Wunsch zu unterhandeln und für den Zustand von Italien Garantien zu erhalten, benutzte sein Kabinet die englischen Subsidien mit der größten Thätigkeit. Es hatte in Italien unter dem Erzherzog Karl 100,000 Mann aufgestellt. Dort stellte es seine stärkste Armee, seinen besten General auf, um seine schmerzlichst entbehrten Provinzen zurückzugewinnen. 20,000 Mann bewachten Tyrol unter dem Erzherzog Johann, demselben, der bei Hohenlinden befehligte; 80,000—90,000 Mann waren bestimmt, in Baiern einzufallen, nach Schwaben vorzurücken und die berühmte Stellung vor Ulm einzunehmen, wo Kray im Jahre 1800 den General Moreau so lange zurückgehalten hatte. Mit den 50—60,000 Mann des Generals Kutusow hatte man hier eine Macht von 140,000 Streitern, mit denen man die Franzosen lange genug zu beschäftigen hoffte, daß die andern russischen Armeen inzwischen herbeikommen, der Erzherzog Karl Italien erobern und die nach Italien und Hannover geschickten Truppen nützliche Diversionen machen könnten. Mack war derselbe, der alle Feldzugspläne gegen Frankreich entworfen hatte und jetzt beschäftigte er sich mit viel Thätigkeit, die österreichische Armee auf den Kriegsfuß zu bringen.

Man hatte die österreichischen Städte in dieser Gegend benutzt, um zwischen dem Bodensee und der Donau Magazine anzulegen. Zu diesen Städten gehörte auch Memmingen, das an der Iller liegt und von der Stellung den linken Flügel bildet, von der Ulm die rechte Flanke ist. Man hatte hier beträchtliche Wälle und einige Verschanzungen aufgeworfen, was in dem zu Baiern gehörenden Ulm nicht möglich war.

Dies Alles war in den letzten Tagen des Augusts geschehen. Aber nun beging Oesterreich mit einer Hast, die ihm sonst nicht eigen war, einen großen Fehler. Man konnte die Stellung von Ulm nicht besetzen, ohne die baierische Grenze zu überschreiten. Baiern besaß ein Heer von 25,000 Mann, große Magazine, die Innlinie, und man hatte daher gute Gründe, sich rasch auf eine so reiche Beute zu stürzen. Man wollte mit Baiern verfahren wie Rußland mit Preußen, d. h. es überraschen und mit sich fortreißen. Dies war allerdings das Leichteste, aber wenn der Plan mißlang, waren die Folgen sehr zu fürchten.

Nachdem der General Mack an den Ufern des Inn angekommen war, wurde Fürst Schwarzenberg nach München geschickt, um dem Kurfürsten von Seiten des Kaisers die lebhaftesten Vorstellungen zu machen. Er sollte von ihm verlangen, daß er sich zu Gunsten der Koalition ausspreche, seine Truppen mit den österreichischen verbinde, sein Gebiet, seine Magazine der Koalition ausliefere, sich mit einem Worte diesem neuen Kreuzzuge gegen den gemeinschaftlichen Feind Deutschlands anschließe. Schwarzenberg hatte die Vollmacht, Baiern im Nothfall Salzburg und selbst Tyrol anzubieten, vorausgesetzt, daß man Italien erobere und die Nebenzweige des kaiserlichen Hauses dahin zurückversetzen könne.

Als der Fürst von Schwarzenberg in München ankam, befand sich der Kurfürst in einer ziemlich gleichen Lage wie der König von Preußen. Otto, derselbe, der 1801 in London den Frieden so geschickt vermittelt hatte, war unser Gesandter in München. Er nahm den Anschein an, als werde er vom Hofe vernachlässigt, hatte aber nichtsdestoweniger mit dem Kurfürsten geheime Zusammenkünfte, bei denen er diesem zu beweisen suchte, daß Baiern blos dem Schutze Napoleons seine

Existenz verdanke. Es ist gewiß, daß dieses Land wie bei vielen andern Gelegenheiten nur dadurch gegen die österreichische Begehrlichkeit sich schützen konnte, daß es sich auf Frankreich stützte. Wenn es 1803 einen tüchtigen Antheil an den deutschen Entschädigungen bekommen hatte, so verdankte es diesen doch blos der französischen Intervention. Indem Otto dies geltend machte, besiegte er die Bedenklichkeiten des Kurfürsten zuletzt und brachte ihn dahin, daß er am 24. August ein Bündniß abschloß. Das tiefste Geheimniß wurde versprochen und bewahrt. Einige Tage später, am 7. September traf der Fürst Schwarzenberg in München ein. Der Kurfürst, der schon an und für sich schwach war, besaß einen neuen Reiz zur Schwäche in seiner Gemahlin, einer jener drei schönen Prinzessinnen von Baden, welche die Throne von Rußland, Schweden und Baiern bestiegen hatten und alle drei durch ihre Leidenschaftlichkeit gegen Frankreich sich auszeichneten. Von allen dreien war die Kurfürstin von Baiern die lebhafteste. Sie bezeigte den größten Kummer, daß der Kurfürst mit Napoleon sich verbinden wolle, und machte ihren Gemahl dadurch noch unglücklicher, als er in Folge seiner eigenen Aufregung schon war. Für Schwarzenberg sprach außer den Thränen der Kurfürstin noch der Umstand, daß das österreichische Heer in einer Entfernung von zwei Tagemärschen ihm folgte und so gelang es ihm, den Kurfürsten zu erschüttern und ihm das Versprechen zu entreißen, daß er sich mit Oesterreich verbinden wolle. Aber schon im nächsten Augenblicke erschrak er über die Folgen dieses Schrittes, benachrichtigte Otto davon und entschuldigte sich mit der Schwierigkeit seiner Lage. Otto zeigte ihm die Gefahr eines solchen Abfalles und warnte ihn, daß Napoleon bald siegreich in München einziehen und Frieden schließen könne, indem er Baiern an Oester-

reich opfere. Gewisse Umstände unterstützten ihn in seinen Vorstellungen. Die Forderung Oesterreichs, das Heer aufzulösen und unter die österreichischen Divisionen zu vertheilen, hatte den Unwillen der baierischen Offiziere und Generale erregt. Man hörte zu gleicher Zeit, daß die Oesterreicher, ohne auf die Vorstellungen des Hofes zu warten, den Inn überschritten hatten und die öffentliche Meinung war über diese Gebietsverletzung empört. Man sagte laut, wenn Napoleon ehrgeizig sei, so sei Pitt dies nicht weniger. Pitt habe Oesterreich erkauft, und Deutschland, Dank sei es dem englischen Golde, solle wieder von den Soldaten ganz Europas zertreten werden. Abgesehen von diesen günstigen Umständen, hatte der Kaiser einen geschickten Minister, Herrn von Montgelas, den der Ehrgeiz verzehrte, Baiern im neunzehnten Jahrhundert ebenso groß zu machen, wie Preußen im achtzehnten geworden war, der unaufhörlich überlegte, ob man in Paris oder in Wien die meiste Aussicht auf Erfolg habe, und endlich zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Frankreich, als am meisten zu Neuerungen geneigt, den Vorzug verdiene. Er hatte daher für den mit Otto verabredeten Vertrag gestimmt. Jetzt aber gewannen ihn die Anerbietungen des Fürsten Schwarzenberg und er schwankte einen Augenblick unter dem Einflusse des Ehrgeizes wie der Kurfürst unter jenem der Schwäche. Aber die Vorstellungen Ottos gewannen ihn um so eher wieder, als sie von der öffentlichen Meinung und dem Groll des Heeres unterstützt wurden. Der Kurfürst kehrte zu Frankreich zurück. In der Unruhe, in der er sich befand, brachte man ihn zu Allem, was man wollte. Man machte ihm den Vorschlag, nach Würzburg zu flüchten, und seine Armee dorthin folgen zu lassen. Er nahm diesen Vorschlag an. Um Zeit zu gewinnen, ließ er Schwarzenberg sagen, er

werde nach Wien einen baierischen General schicken, Nogarola, der als Anhänger Oesterreichs bekannt war. Der Kurfürst reiste daher mit seinem Hofe in der Nacht vom 8. zum 9. September ab und begab sich über Regensburg nach Würzburg, wo er am 12. Septbr. ankam. Die bairischen Truppen, die in Amberg und in Ulm standen, erhielten Befehl, sich in Würzburg zu konzentriren. Vor seiner Abreise von München veröffentlichte der Kurfürst ein Manifest, um Baiern und Deutschland mit den Gewaltthätigkeiten bekannt zu machen, deren Opfer er bald geworden wäre.

So sahen Schwarzenberg und der General Mack den Kurfürst, seinen Hof und seine Armee entschlüpfen. Die Oesterreicher gingen in Gewaltmärschen vor, ohne die Baiern erreichen zu können und fanden die Volksmeinung stark gegen sich. Ein Umstand reizte das Volk besonders auf. Die Oesterreicher hatten alle Hände voll Papiergeld, das nur in Wien und mit großem Verlust Kours hatte. Sie zwangen die Einwohner, dieses schlechte Papier wie baares Geld zu nehmen. So gesellte sich zu dem Nationalgefühle der Baiern noch ein materieller Verlust.

Der General Mack begab sich nach dieser traurigen Expedition, für die er übrigens weniger verantwortlich war als der österreichische Unterhändler, nach der obern Donau und nahm die Stellung ein, die ihm seit langer Zeit angewiesen war, den rechten Flügel in Ulm, den linken in Memmingen, die Front durch die Iller gedeckt, die sich bei Ulm in die Donau wirft. Die Offiziere des österreichischen Generalstabes hatten diese Stellung seit Jahren als die beste gerühmt, den aus dem Schwarzwalde debouchirenden Franzosen die Spitze zu bieten. Man stützte sich mit dem einen Flügel an Tyrol, mit dem andern an die Donau. Man hielt sich daher von

beiden Seiten wohl gesichert und was den Rücken betraf, so dachte man nicht daran, da man sich nicht vorstellen konnte, daß die Franzosen auf einer andern als der gewöhnlichen Straße marschiren würden. Der General Mack hatte den General Jellachich mit der Division von Vorarlberg an sich gezogen. Er hatte 65,000 Mann unmittelbar zu seiner Verfügung und in seinem Rücken stand General Kienmayer mit 25,000, um die Verbindung mit den Russen zu unterhalten. Das ganze Heer zählte also 85,000 Streiter.

Der General Mack stand mithin gerade da, wo Napoleon ihn vermuthete und wünschte, nämlich an der obern Donau, von den Russen durch die ganze Entfernung von Wien bis Ulm getrennt. Der Kurfürst von Baiern befand sich in Würzburg, wo er mit seinem Heer die nahe Ankunft der Franzosen erwartete.

Um uns die Lage Europas während dieser großen Krisis vollständig vor Augen zu führen, brauchen wir blos noch einen Blick auf die Vorgänge im südlichen Italien zu werfen. Die Rathgeber der Koalition wollten nicht, daß der Hof von Neapel, der von 20,000 Franzosen unter General Saint-Cyr bewacht wurde, sich zu früh kompromittire, und hatten ihm einen wahren Verrath an die Hand gegeben, der freilich einen durch Haß verblendeten und demoralisirten Hofe nicht schwer fallen konnte. Man hatte ihm gerathen, mit Frankreich einen neuen Neutralitätsvertrag zu unterzeichnen, um auf diese Weise den Rückzug der in Tarent befindlichen Franzosen zu erlangen. Wenn dieses Korps einmal fort sei, sagte man, dann habe der Hof freie Hand und Zeit, sich zu erklären und die Russen und Engländer aufzunehmen. Der russische General Lascy befand sich in Neapel, um Alles insgeheim vorzubereiten und die Verbündeten im günstigen Augenblicke herbeizuführen.

12,000 Russen befanden sich auf Korfu, eine Reserve war in Odessa, auf Malta standen 6000 Engländer. Außerdem zählte man auf 36,000 Neapolitaner, die noch schlechter organisirt waren wie gewöhnlich und auf ein Aufgebot in Masse der Räuber Kalabriens.

Dieser Vertrag, der Napoleon kurz vor seiner Abreise aus Paris vorgeschlagen wurde, erschien ihm annehmbar, denn er glaubte nicht, daß ein so schwacher Hof sich den Folgen eines Verraths aussetzen werde. Er meinte, daß das furchtbare Beispiel, das er 1797 an Venedig gegeben hatte, die italienischen Regierungen von ihrer Vorliebe für die List geheilt haben würde. Ein Neutralitätsvertrag, der die Engländer und Russen von Italien ausschloß, verschaffte ihm den Vortheil, Massena mit 20,000 Mann verstärken zu können.

Er nahm daher diesen Antrag an und versprach in einem am 21. Sept. in Paris unterzeichneten Vertrage seine Truppen von Tarent zurückzuziehen, wogegen Neapel zusagte, keine Landung von Russen und Engländern zu dulden. Saint-Cyr erhielt Befehl, nach der Lombardei zu ziehen, und die Königin Karoline und ihr schwacher Gemahl hatten nun volle Freiheit, im Rücken der Franzosen eine allgemeine Schilderhebung zu organisiren.

Die Stellung der Verbündeten war vom 20.—25. Sept. folgende: Die Russen und Schweden versammelten sich in Stralsund, um mit den Engländern, die an den Elbmündungen landen würden, zusammen zu wirken; eine russische Armee unter dem General Michelson wurde in Wilna organisirt; der Kaiser Alexander befand sich mit den Garden und der Armee von Burhöwden in Pulawy an der Weichsel und erwartete eine Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen; eine zweite russische Armee unter dem General Kutusow war

in Galizien und Mähren eingedrungen, um sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Diese befand sich in der Höhe von Wien und schickte sich an, die Donau aufwärts zu gehen. Der General Mack stand hundert Stunden weiter vorwärts an der Spitze von 85,000 Mann bei Ulm, um die Franzosen an den Ausgängen des Schwarzwaldes zu empfangen. Der Hof von Neapel bereitete in Gemeinschaft mit den Engländern und Russen einen Ueberfall vor.

Napoleon war am 26. Septbr. in Straßburg angekommen. Seine Kolonnen hatten seine Befehle genau befolgt und die vorgeschriebenen Märsche gemacht. Der Marschall Bernadotte hatte die Festung Hameln mit Lebensmitteln, Munition und einer starken Besatzung versehen, für die er die zu einem Feldzuge am wenigsten geeigneten Soldaten auslas, und war mit 17,000 Soldaten, die allen Mühen gewachsen waren, von Göttingen abmarschirt. Er hatte den Kurfürsten von Hessen in den von Napoleon vorgeschriebenen Formen von seinem Durchmarsche benachrichtigt. Zuerst war ihm eine Zustimmung geworden, dann eine Weigerung, um die er sich aber weiter nicht kümmerte und durch Hessen marschirte, ohne Widerstand zu finden. Verwaltungsbeamte, die vor jedem Armeekorps vorausgingen, ließen bei jeder Station Lebensmittel herbeischaffen, und da sie Alles bezahlten, so fanden sie auch Spekulanten, die für die Bedürfnisse der Armee gern sorgten. Ein Heer, das Geld mit sich führt, kann ohne Magazine leben, ohne darum Zeit zu verlieren oder dem Lande zu schaden, wenn dieses Land nur Lebensmittel genug besitzt. Bernadotte gelangte auf diese Weise ohne Schwierigkeit durch die beiden Hessen, Fulda, die Staaten des Fürsten Erzkanzlers und Baiern. Er zog in gerader Linie von Nord nach Süd. Am 17. Septbr. war er bei Kassel, am 20. in Gie=

ßen, am 27. in Würzburg, zur großen Freude des Kurfürsten, der bei den widersprechenden Nachrichten, die von den Oesterreichern und Franzosen kamen, in der größten Angst schwebte. Bei ihm befand sich ein Gesandter des deutschen Kaisers, um das Vorgefallene zu entschuldigen und noch einen neuen Versuch zu machen, ihn zu gewinnen. Der österreichische Minister erfuhr den Marsch des Korps von Bernadotte nicht eher, als bis die französischen Reiter auf den Höhen von Würzburg erschienen. Er reiste auf der Stelle ab und überließ uns den Kurfürsten für immer, d. h. so lange, als unser Glück dauerte.

Um das Benehmen seines Herrn besser beschönigen zu können, machte Montgelas Baiern einen wenig ehrenvollen Vorschlag, nämlich den, in dem Alliancevertrag mit Frankreich das Datum zu verändern. Dieser Vertrag war in Wahrheit am 24. August unterzeichnet worden und Montgelas wünschte dafür den 23. Septbr. zu setzen. Er erhielt das Gewünschte und konnte nun gegen seine Mitstände in Regensburg behaupten, daß er mit Frankreich erst nach den Drohungen der Oesterreicher abgeschlossen habe.

Der General Marmont zog am Rhein aufwärts und bediente sich zum Transport seines Materials der schönen Straße, die Napoleon am linken Ufer des Flusses gebaut hatte, sich selbst zum ewigen Ruhme. Am 12. September war er in Nimwegen, am 18. in Köln, am 25. in Mainz, am 26. in Frankfurt, am 29. in der Umgegend von Würzburg. Er brachte ein Korps von 20,000 Mann, einen Park von 40 wohlbespannten Feuerschlünden und beträchtliche Munition. Unter diesen 20,000 Mann befand sich auch eine Division holländischer Truppen unter dem Befehle des Generals Dumonceau. Was die 15,000 Franzosen dieses Korps betrifft,

so sei hier eine in der Geschichte des Krieges beispiellose Thatsache mitgetheilt, die von ihrer Beschaffenheit einen richtigen Begriff geben wird. Sie hatten einen Theil von Frankreich und Deutschland durchzogen, waren zwanzig Tage lang marschirt, ohne einen einzigen Ruhetag zu haben und als sie in Würzburg ankamen, fehlten im Ganzen 9 Mann. Jeder General würde sich glücklich schätzen, wenn er bei einem solchen Marsche blos 2—300 Mann verlöre, denn bei der Eröffnung eines Feldzugs, nach den ersten Märschen, zeigen sich immer die Schwächen und viele Soldaten bleiben zurück.

Gegen das Ende des Septembers hatte sonach Napoleon den General Bernadotte mit 17,000 und den Marschall Marmont mit 20,000 mitten in Franken stehen, sechs Tagereisen von der Donau entfernt und die Oesterreicher in der Seite bedrohend. Zu diesen Streitkräften muß man noch 25,000 Baiern fügen, die in Würzburg versammelt waren und für die Franzosen die glühendste Begeisterung fühlten. Sie klatschten in die Hände, als sie unsere Regimenter erscheinen sahen.

Der Marschall Davout mit dem Korps von Ambleteuse, der Marschall Soult mit dem von Boulogne, der Marschall Ney mit dem von Montreuil, befanden sich am 23. und 24. Septbr. am Rhein. Die Reiterei war schon weiter, da Napoleon sie vier Tage vor dem Fußvolk in Bewegung gesetzt hatte. Alle waren mit einem Eifer ohne Gleichen marschirt. Die Division Dupont hatte auf ihrem Marsche durch das Aisnedepartement etwa 20 Mann vermißt, die diesem Departement angehörten. Sie hatten ihre Familien besucht und waren am zweiten Tage alle wieder bei den Fahnen. Nachdem dieses Heer mitten im Herbst 150 Stunden marschirt war, ohne einen einzigen Tag zu ruhen, hatte es weder Kranke noch Nachzügler, eine gewiß einzige Erscheinung, die man dem

Geiste der Truppen und der langen Abhärtung des Lagers verdankte.

Der Marschall Augereau hatte seine Division in der Bretagne gebildet. Da er von Brest ausging, über Alençon, Sens, Langres und Befort zog, so hatte er Frankreich in seiner größten Ausdehnung zu durchmessen und konnte erst vierzehn Tage nach den andern Korps am Rhein stehen. Er war auch zur Reserve bestimmt.

Bei der unverhofften Ankunft dieses Heeres ergriff ganz Europa ein beispielloses Staunen. Man glaubte es an den Ufern des Ozeans, und in 20 Tagen, während kaum das Gerücht von seinem Marsche sich zu verbreiten anfing, erschien es am Rhein und überschwemmte das südliche Deutschland. Diesen Erfolg verdankte Napoleon seinem raschen Entschlusse und dem Schleier des Geheimnisses, den er darüber warf.

Die Nachricht von dem Erscheinen der Franzosen verbreitete sich augenblicklich und erzeugte bei den deutschen Generalen keinen andern Gedanken als den, daß der Hauptschauplatz des Krieges nicht in Italien sein werde, sondern in Baiern, da hier Napoleon mit der Armee des Ozeans erscheine; dies führte blos zu der Forderung, die österreichischen Streitkräfte in Schwaben zu vermehren und zu dem Befehl an den Erzherzog Karl, eine Abtheilung seines Heeres nach Tyrol zu schicken, damit sie dem General Mack vor Vorarlberg zu Hülfe komme. Aber der wahre Plan Napoleons blieb Allen verborgen. Die in Würzburg versammelten Truppen schienen die einzige Aufgabe zu haben, die Baiern aufzunehmen und den Kurfürst zu beschützen. Von den am obern Rhein, am Eingange der Schluchten des Schwarzwaldes aufgestellten Truppen glaubte man, daß sie durch die letztern hervorbrechen würden. Der General Mack bestärkte sich daher

jeden Tag mehr in seiner Idee, die Stellung von Ulm zu behaupten.

Nachdem Napoleon seine ganze Armee vereinigt hatte, gab er ihr eine Organisation, die seitdem nicht verändert worden ist, und einen Namen, den sie in der Geschichte ewig behaupten wird, den Namen der großen Armee.

Er theilte sie in 7 Korps. Der Marschall Bernadotte mit dem Okkupationsheere von Hannover bildete das erste Korps, das 17,000 Mann stark war. Das zweite Korps, das 20,000 Soldaten unter den Fahnen zählte, bestand aus den unter Marmont von Holland angekommenen Truppen. Die Truppen des Marschall Davout, die früher in Ambleteuse lagerten, empfingen den Namen des dritten Korps und erhoben sich auf einen Bestand von 26,000 Streitern. Der Marschall Soult mit dem Zentrum der großen Armee des Ozeans, das aus 40,000 Mann Infanterie und Artillerie bestand, bildete das vierte Korps. Die Division Suchet sollte bald davon getrennt werden, um mit der Division Gazan und den Grenadieren Oudinots das fünfte Korps zu bilden. Dieses Korps bestand ohne das Korps Suchet aus 18,000 Mann. Es war dem treuen und heldenmüthigen Freunde Napoleons bestimmt, dem Marschall Lannes, der von Portugal zurückberufen worden war, um an der gefährlichen Expedition von Boulogne Theil zu nehmen und jetzt seinem Kaiser zu den Ufern der March, der Weichsel und des Niemens folgen sollte. Unter dem unerschrockenen Ney bildete das Lager von Montreuil, 24,000 Mann stark, das sechste Korps. Das siebente bestand aus den zwei Divisionen Augereaus, die höchstens 14,000 Mann stark waren. Als später die Truppen von Italien in Deutschland fochten, erhielten diese den Namen des achten Korps. Diese Organisation war dieselbe der Rhein-

armee, aber mit wichtigen Veränderungen, wie sie dem Genie Napoleons angemessen waren.

In der Rheinarmee war jedes Korps in den Waffen vollständig und bildete für sich allein eine kleine Armee, die sich selbst genügte und eine Schlacht zu liefern im Stande war. Deshalb strebten diese Korps sich zu isoliren, hauptsächlich unter einem General wie Moreau, der blos nach dem Maßstabe seines Geistes und seines Charakters den Befehl zu führen verstand. Napoleon hatte sein Heer in einer Art organisirt, daß es in seiner Gesammtheit zu seiner Verfügung stand. Jedes Korps war blos an Fußvolk vollzählig; an Artillerie hatte es das Nothwendigste, von Reiterei gerade soviel als zum Vorpostendienst erforderlich war, d. h. einige Schwadronen Husaren oder Jäger. Die Vervollständigung der einzelnen Korps durch Geschütze und Reiterei behielt Napoleon sich selbst vor und bediente sich dazu einer Reserve beider Waffen, über die er allein verfügte. Je nach der Bodenbeschaffenheit oder nach der Gelegenheit gab oder nahm er dem einen Korps bald Geschütz, bald Reiterei.

Hauptsächlich lag ihm daran, die Hauptmasse seiner Reiterei unter demselben Anführer zu vereinigen und in unmittelbarer Abhängigkeit von seinem Willen zu erhalten. Da es diese Waffe ist, mit der man den Feind beobachtet, mit der man seine Niederlage vollendet, wenn er erschüttert ist, mit der man ihn verfolgt und umzingelt, wenn er sich auf der Flucht befindet, so hatte Napoleon das Mittel, den Sieg zu entscheiden und zu benutzen, sich ausschließlich vorbehalten wollen. Er hatte daher die Küraßiere und Karabiniere unter den Generalen Nansouty und Hautpoul in ein einziges Korps schwerer Reiterei vereinigt; er hatte dazu die Dragoner zu Fuß und zu Pferd gefügt, die unter den Generalen Klein,

Walther, Beaumont, Bourcier und Baraguay d'Hilliers standen, und das Ganze seinem Schwager Murat anvertraut, der der kühnste Reiteroffizier der Zeit war und auf diese Weise etwa die Macht erhielt, wie der magister equitum der römischen Heere. Dieser Reiterei folgten fliegende Batterien, so daß die Wirkung des Feuers mit jener des Säbels sich verband. Man wird bald sehen, wie diese Reiterei in dem Thal der Donau sich ausbreitete, die Oesterreicher und Russen zu Boden warf und vermischt mit ihnen in das staunende Wien eindrang, wie sie dann in den Ebenen Sachsens und Preußens die preußische Armee auseinandersprengte und bis zu den Ufern der Ostsee verfolgte, wie sie bei Eylau auf das russische Fußvolk sich stürzte und das Glück Napoleons durch einen der furchtbarsten Angriffe rettete, den jemals bewaffnete Massen ausführten oder erlitten. Diese Reserve zählte 22,000 Reiter, darunter 6000 Kürassiere, 9000 Dragoner zu Pferd, 6000 Dragoner zu Fuß und 1000 berittene Artilleristen.

Die allgemeine Reserve der großen Armee war die Kaisergarde, das schönste Elitenkorps des Weltalls, das den Soldaten zugleich zur Nacheiferung und zur Belohnung diente, denn in den Reihen dieser Garde fanden nur Diejenigen Aufnahme, die ihre Proben abgelegt hatten. Die kaiserliche Garde bestand ebenso wie die Konsulargarde aus Grenadieren und Jägern zu Fuß und aus Grenadieren und Jägern zu Pferde, und glich mithin einem Regimente, von dem man blos die Elitenkompagnien beibehält. Sie enthielt außerdem ein schönes italienisches Bataillon, welches die königliche Garde des Königs von Italien darstellte, eine prachtvolle Schwadron Mameluken, die letzte Erinnerung an Aegypten, und zwei Schwadronen Elitegensd'armerie, um im Generalquartier die Polizei zu handhaben, im Ganzen 7000 Mann. Napoleon

hatte die Waffe, die er so sehr liebte, weil sie in gewissen Fällen alle andern ersetzt, die Artillerie, in einem starken Verhältniß aufgenommen. Er hatte einen Park von 24 Geschützen gebildet, was auf 1000 Mann beinahe 4 Kanonen machte.

Die Garde verließ das Generalquartier selten und marschirte fast immer mit Lannes und Oudinots Grenadieren zur Seite des Kaisers.

So war die große Armee. Sie bildete eine Masse von 186,000 wirklich unter den Fahnen gegenwärtigen Streitern. Man zählte in ihr 38,000 Reiter und 340 Feuerschlünde. Fügt man dazu die 50,000 Mann Massenas, die 20,000 des Generals Saint-Cyr, so erhält man ein Total von 260,000 Franzosen, die von dem Golf von Tarent bis zu den Mündungen der Elbe vertheilt waren, nebst einer Reserve von ungefähr 150,000 Soldaten im Innern. Rechnet man dazu etwa noch 25,000 Baiern und 7 bis 8000 Badenser und Würtemberger, so kann man sagen, daß Napoleon mit 250,000 Franzosen und 30 und einigen tausend Deutschen gegen 500,000 Verbündete zog, worunter 250,000 Oesterreicher, 200,000 Russen, 50,000 Engländer, Schweden und Neapolitaner, die ebenfalls ihre Reserven hatten. Die Koalition hoffte dazu noch 200,000 Preußen zu fügen; dies war nicht unmöglich, wenn Napoleon nicht rasch siegte.

Für den 25. und 26. September befahl er den Uebergang über den Rhein, nachdem er zwei bis drei Tage dazu verwendet hatte, die Menschen ausruhen zu lassen, die Schäden im Geschirr, der Artillerie und der Reiterei auszubessern, die gedrückten oder ermatteten Pferde gegen frische Thiere auszutauschen, endlich den großen Artilleriepark einzurichten und beträchtliche Massen Schiffszwieback einzusammeln. Folgendes

war sein Plan: den Schwarzwald zu umgehen, hinter dem Mack die Franzosen bei Ulm erwartete.

Richtet man die Blicke auf diese von unsern Heeren so oft durchschnittenen und in dieser Geschichte daher so oft beschriebenen Gegenden, so sieht man, daß der Rhein aus dem Bodensee tritt, bis Basel westlich fließt und dann eine Wendung macht, um fast in gerader Linie nach Norden zu strömen. Die Donau dagegen, die ziemlich nahe an dem Punkte, wo der Rhein den Bodensee verläßt, aus einigen schwachen Quellen entspringt, wendet sich gen Osten und folgt dieser Richtung in geringen Abweichungen bis zu ihrer Mündung in das schwarze Meer. Ein unbedeutender Bergrücken, den man sehr uneigentlich die schwäbische Alp nennt, trennt die beiden Flüsse und bedingt, daß der Rhein in die Meere des Nordens, die Donau in die Meere des Ostens sich ergießt. Diese Berge wenden ihre schroffsten Berggipfel Frankreich zu und enden mit einem unmerklichen Abfalle in den fränkischen Ebenen zwischen Nördlingen und Donauwerth. An ihren halb offenen und mit Wäldern, dem sogenannten Schwarzwalde, bekleideten Seiten fließen links, d. h. nach dem Rheine zu, Neckar und Main, rechts die Donau in einer holzlosen, staffelförmig aufsteigenden Gegend. Hier finden sich enge Schluchten, durch die man hindurch muß, wenn man vom Rheine nach der Donau gelangen will, ausgenommen, wenn man diese Gebirge vermeidet, indem man entweder den Rhein bis oberhalb Schaffhausen aufwärts geht oder der Straße folgt, die am Fuße der Berge von Straßburg nach Nördlingen führt. In den frühern Kriegen hatten die Franzosen abwechselnd zwei Straßen gewählt. Bald gingen sie zwischen Straßburg und Hüningen über den Rhein und brachen durch die Schluchten des Schwarzwaldes; bald gingen sie den Fluß

bis Schaffhausen aufwärts, überschritten ihn nahe am Bodensee und befanden sich so an den Quellen der Donau, ohne die Schluchten berührt zu haben.

Napoleon, der sich zwischen die Oesterreicher und die anrückenden Russen stellen wollte, mußte einer ganz andern Straße folgen. Zuerst kam es darauf an, durch den Marsch seiner Kolonnen die Augen der Oesterreicher auf die Schluchten des Schwarzwaldes zu richten, dann mußte er an der schwäbischen Alp bis Nördlingen hingehen, die niedrige Endspitze derselben mit allen den Seinigen umgehen und bei Donauwerth über die Donau setzen. In Folge dieser Bewegung nahm er unterwegs die Korps von Bernadotte und Marmont auf, erschien plötzlich im Rücken der Oesterreicher und realisirte auf diese Weise seinen längst entworfenen Plan, von dem er sich den größten Erfolg versprach.

Am 25. Septbr. gab er Murat und Lannes den Befehl, mit der Reiterei der Reserve, Oudinots Grenadieren und der Division Gazan bei Straßburg über den Rhein zu gehen. Murat sollte seine Dragoner von Oberkirch bis Freudenstadt, von Offenburg bis Rothweil, von Freiburg bis Neustadt ausbreiten und sich auf diese Weise an dem Haupteingange aller Päße zeigen, so daß der Glaube entstehen mußte, daß die Armee selbst diese Päße durchschreiten werde. Ueberall auf dieser Straße waren Lebensmittel bestellt worden, um die Täuschung zu erhöhen. Lannes sollte diese Rekognoszirungen mit einigen Grenadierbataillonen unterstützen; die Masse seines Korps stand aber vorwärts von Straßburg auf der Straße nach Stuttgart und diente zur Deckung der Bewegungen der Marschälle Ney, Soult und Davout, welche weiter unten über den Rhein setzten.

Der General Songis, der die Artillerie befehligte, hatte

zwei Schiffbrücken geschlagen, die erste zwischen Lauterburg und Karlsruhe für das Korps des Marschalls Ney, die zweite in der Umgegend von Speyer für das Korps des Marschalls Soult. Dem Marschall Davout stand die Mannheimer Brücke zur Verfügung. Diese Marschälle sollten die Thäler, welche sich von der Kette der schwäbischen Alp absenken, in schräger Richtung durchschreiten und sich gegenseitig auf einander stützen, so daß sie sich Hülfe leisten konnten, wenn der Feind etwa plötzlich erschien. Es war ihnen Befehl gegeben, den Soldaten Brod auf vier Tage zu geben und die Magazinwagen auf ebenso lange mit Schiffszwieback zu versehen, damit sie Gewaltmärsche ausführen könnten. Napoleon verließ Straßburg nicht eher, als bis er seine Parks und seine Reserve unter dem Schutze einer Division Infanterie in Bewegung sah. Am 1. Oktober ging er, von seiner Garde begleitet, über den Rhein, nachdem er von der Kaiserin Abschied genommen hatte, welche Letztere mit dem kaiserlichen Hofe unter Talleyrand in Straßburg blieb.

Auf dem Gebiet des Großherzogthums Baden angekommen, fand Napoleon die dort regierende Familie zu seinem Empfange bereit. Der alte Kurfürst war von drei Generationen von Prinzen umgeben. Er hätte gern neutral bleiben wollen, wie dies alle deutsche Fürsten zweiten und dritten Ranges wünschten, aber eine solche Idee war unter den obwaltenden Umständen ein wahrer Traum, denn wenn die kleinen deutschen Fürsten die Großmächte vom Kriege nicht hatten zurückhalten können, so durften sie nicht hoffen, den Leiden desselben durch eine Neutralität zu entgehen, die unmöglich war, da ihre Staaten fast sämmtlich auf der Marschlinie der kriegführenden Heere lagen. Napoleon bot ihnen statt der Neutralität sein Bündniß, indem er versprach, er wolle die

streitigen Gebiets= und Souveränetätsfragen, die so lange zwischen ihnen und Oesterreich schwebten, zu ihren Gunsten entscheiden. Der Großherzog von Baden nahm dieses Bündniß an und verpflichtete sich zur Stellung von 3000 Menschen, wie zur Lieferung von Lebensmitteln und Wagen. Napoleon übernachtete in Ettlingen und setzte am 2. Oktbr. seine Reise nach Stuttgart fort. Vor seiner Ankunft wäre es zwischen dem Kurfürsten von Würtemberg und dem Marschall Ney fast zum Bruch gekommen. Der Kurfürst, in Europa durch die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Geistes und seines Charakters bekannt, erörterte mit dem französischen Gesandten die Bedingungen eines Bündnisses, das ihm wenig gefiel. Er verlangte, daß vor dem Abschluß weder in Ludwigsburg noch in seine Hauptstadt Stuttgart französische Truppen einrückten. In Beziehung auf Ludwigsburg gab der Marschall Ney nach, aber vor Stuttgart ließ er Geschütze aufpflanzen und erzwang sich dadurch den Eingang. Napoleon kam zur rechten Zeit, um den Zorn des Kurfürsten zu besänftigen. Er wurde mit großem Pomp empfangen und schloß mit ihm ein Bündniß, das die Größe dieses Hauses begründet hat. Der Vertrag wurde am 5. Oktober unterzeichnet. Frankreich versprach Würtemberg einen Gebietszuwachs zu verschaffen, der Kurfürst verpflichtete sich, 10,000 Mann zu stellen und Lebensmittel, Pferde und Karren gegen Vorausbezahlung zu liefern.

Napoleon blieb in Ludwigsburg 3—4 Tage, um seinem linken Flügel Zeit zu lassen, in die Linie einzurücken. Es war eine mißliche Lage, eine Strecke vierzig Stunden weit zur Seite eines Feindes zu marschiren, der 80—90,000 Mann stark war, ohne daß er aufmerksam wurde und plötzlich hervorbrach. Napoleon überwand die Schwierigkeit mit einer bewunderungswürdigen Voraussicht und Geschicklichkeit. Die

Straßen führten durch Würtemberg zu jenen letzten Höhenzügen der schwäbischen Alp, die man erreichen mußte, um zwischen Donauwerth und Ingolstadt an die Donau zu gelangen. Die bedeutendste war jene von Pforzheim, Stuttgart und Heidenheim, die unmittelbar am Gebirge hinlief und durch eine Menge von Engpässen mit der Straße bei Ulm zusammenhing. Auf dieser mußte man wegen der Nähe des Feindes mit der größten Vorsicht marschiren. Napoleon besetzte sie mit der Reiterei von Murat, dem Korps des Marschalls Lannes, jenem des Marschalls Ney und der Garde. Soult marschirte auf der zweiten, welche von Speyer über Heilbronn, Hall, Ellwangen nach der Ebene von Nördlingen führte. Die dritte führte von Mannheim über Heidelberg, Neckar-Elz, Ingolfingen und Oettingen. Auf dieser marschirte der Marschall Davout. Sie näherte sich der Richtung, welcher die Korps von Bernadotte und Marmont folgen mußten, um von Würzburg an die Donau zu gelangen. Napoleon leitete den Marsch dieser verschiedenen Kolonnen so, daß sie sämmtlich am 6. oder 7. in der Ebene eintreffen mußten, die sich am Ufer der Donau zwischen Nördlingen, Donauwerth und Ingolstadt ausdehnt. Da aber bei dieser Bewegung der linke Flügel um den rechten sich schwenken mußte, so hatte der letztere einen kleinern Kreis zu beschreiben als der erstere. Napoleon hielt daher den Marsch des rechten Flügels auf, damit die Korps von Marmont und Bernadotte, von Soult und Davout Zeit gewönnen, ihre Bewegungen auszuführen.

Nachdem der Kaiser die erforderliche Zeit gewartet hatte, setzte er sich am 4. Oktober mit dem ganzen rechten Flügel in Marsch. Murat erschien nach und nach an jedem der Engpässe, welche die Gebirge durchschneiden, zeigte sich aber blos und zog seine Geschwader zurück, sobald seine Geschütze und

Bagage weit genug vor waren, um nichts mehr zu befürchten zu brauchen. Napoleon folgte mit dem Korps von Lannes, Ney und der Garde der Straße von Stuttgart und konnte Murat mit seinen 50,000 Mann stets zu Hülfe eilen, sobald der Feind in einem der Engpässe mit Macht erschien. Was die Korps von Soult, Davout, Marmont und Bernadotte betrifft, welche das Zentrum und den rechten Flügel der Armee bildeten, so begann die Gefahr für sie erst dann, wenn sie die Ebene von Nördlingen erreichten. Es war in der That möglich, daß der General Mack frühzeitig benachrichtigt wurde, von Ulm nach Donauwerth aufbrach, über die Donau ging und in der Ebene von Nördlingen die Schlacht anbot. Napoleon hatte Alles so geordnet, daß Murat, Ney, Lannes und außer ihnen mindestens auch noch Soult und Davout am 6. Oktober zwischen Heidenheim, Oettingen und Nördlingen zusammen eintrafen, so daß sie dem Feinde eine imposante Macht entgegenstellen konnten. In der Hauptsache war seine Sorgfalt aber darauf gerichtet, den General Mack so lange zu täuschen, daß man die Donau bei Donauwerth erreichen konnte, ehe jener seine Stellung bei Ulm verließ. Vom 4. bis zum 6. Oktober blieben die Aussichten vortrefflich. Das Wetter war herrlich; die Soldaten, mit Schuhen und Mänteln gut versehen, marschirten heitern Muthes. So gingen 180,000 Franzosen auf einer Schlachtlinie von 26 Stunden Weite vor, der rechte Flügel die Gebirge berührend, der linke den Ebenen der Oberpfalz zustrebend, das Ganze so geordnet, das 80—90,000 Mann in wenig Stunden auf dem einen oder dem andern dieser Flügel vereinigt sein konnten, ohne daß die Oesterreicher von dieser großartigen Operation die geringste Kenntniß hatten, was jedenfalls das Außerordentlichste ist.

„Die Oesterreicher stehen an den Schluchten des Schwarz-

waldes," schrieb Napoleon an Talleyrand und den Marschall Augereau. „Gott gebe, daß sie dort bleiben! Meine einzige Sorge ist es, daß ich ihnen zu viel Furcht einjage. Wenn ich noch einige Tagemärsche gewinne, so habe ich sie umgangen und stehe mit meiner ganzen Armee zwischen dem Lech und der Isar." — Dem Polizeiminister schrieb er: „Verbieten Sie den rheinischen Zeitungen über die Armee zu schreiben; sie darf für sie nicht existiren."

Um ihr Ziel zu erreichen, mußten die Korps von Bernadotte und Marmont durch eine der Provinzen marschiren, welche Preußen in Franken besaß, das Fürstenthum Anspach. Im Nothfall hätte Napoleon beide näher an das Korps des Marschalls Davout heranziehen und auf diese Weise das preußische Gebiet vermeiden können. Aber die Straßen wimmelten bereits von Menschen, und noch mehr Truppen auf ihnen anzuhäufen, war für die Ordnung der Bewegungen und wegen der Lebensmittel bedenklich. Ueberdies hatte man weniger Aussicht, den Feind einzuschließen, wenn man den von der Armee beschriebenen Kreis enger zog. Napoleon wollte den Lauf der Donau bis Ingolstadt mit seinem Marsche umfassen, um den Oesterreichern so weit als möglich in den Rücken zu kommen und sie in dem Falle aufhalten zu können, daß sie von der Iller bis zum Lech zurückwichen. Da er aber bei seinen Beziehungen zu Preußen nicht glaubte, daß er von dort Schwierigkeiten zu erwarten habe, und außerdem den im letzten Kriege eingeführten Gebrauch im Auge hatte, diese Provinzen, als außerhalb der Neutralitätslinie liegend, zu durchziehen, so legte er auf die Gebietsverletzung kein Gewicht und ertheilte Marmont und Bernadotte seine Befehle. Die preußischen Beamten zeigten sich an der Grenze und protestirten im Namen ihres Herrn gegen diesen Gewaltschritt. Man

antwortete ihnen mit der Vorzeigung der Befehle des Kaisers und marschirte ungestört weiter, wobei Alles bezahlt und die genaueste Mannszucht beobachtet wurde. Die preußischen Unterthanen, die für ihr Brod und Fleisch gut bezahlt wurden, schienen über die angebliche Verletzung ihres Gebiets gar nicht böse zu sein.

Am 6. Oktober waren unsere 6 Armeekorps ohne Unfall auf der andern Seite der schwäbischen Alp angelangt, der Marschall Ney in Heidenheim, der Marschall Lannes in Neeresheim, der Marschall Soult in Nördlingen, der Marschall Davout in Oettingen, der General Marmont und der Marschall Bernadotte auf der Straße von Eichstädt, Alle im Angesicht der Donau, weit jenseits der Stellung von Ulm.

Was thaten während dieser Zeit der General Mack, der Erzherzog Ferdinand und alle die andern Offiziere des österreichischen Generalstabs? Zum großen Glück war die Absicht Napoleons ihnen nicht klar geworden. Die 40,000 Mann, die bei Straßburg über den Rhein gegangen und anfangs in die Engpässe des Schwarzwaldes vorgedrungen waren, hatten sie in der Idee bestärkt, daß die Franzosen der gewöhnlichen Straße folgen würden. Falsche Berichte von Spionen, die Napoleon geschickt zu veranlassen wußte, bestärkten sie noch mehr in dieser Meinung. Allerdings hatten sie von einigen französischen Truppen gehört, die in Würtemberg verbreitet seien, nahmen aber an, daß diese die kleinen Staaten Deutschlands besetzen und vielleicht den Baiern Hülfe leisten sollten. Ueberdies verwickelt nichts mehr in Widerspruch oder erzeugt größere Verwirrung, als diese Masse Berichte von Spionen und Offizieren, die auf Rekognoszirung ausgesandt sind. Die Einen sprechen von Armeekorps, wo blos Detachements sind, die Andern sind kleinen Detachements begegnet, während es in

Wahrheit Armeekorps waren. Häufig haben sie nicht mit eigenen Augen gesehen, was sie berichten, und erzählen nach den Aussagen einfältiger oder furchtsamer Leute. Die militairische Polizei lügt, übertreibt, widerspricht sich gerade so wie die bürgerliche Polizei. Der höhere Geist unterscheidet in dem Chaos ihrer Berichte die Wahrheit, der mittelmäßige Verstand geräth in Verwirrung. Wenn nun gar von früher her ein Vorurtheil existirt, wenn man die Neigung hat zu glauben, daß der Feind eher an diesem als an jenem Punkte zum Vorschein kommen wird, so legt man die gesammelten Thatsachen in einem einzigen Sinne aus, wie wenig sie dazu auch geeignet sein mögen. Auf diese Weise entstehen die großen Irrthümer, welche häufig Heere und Reiche zu Grunde richten.

In dieser Lage befand sich der General Mack. Die österreichischen Offiziere hatten seit langer Zeit die Stellung gepriesen, die sich rechts auf Ulm, lings auf Memmingen stützt und gegen den Schwarzwald Front macht. Durch diese allgemeine Meinung mit fortgerissen und außerdem bestimmten Befehlen gehorchend, hatte General Mack diese Stellung bezogen. Er hatte dort seine Lebensmittel, seine Munition und glaubte sich in der günstigsten Lage zu befinden. Die einzige Vorsichtsmaßregel, die er im Rücken seines Heeres getroffen hatte, bestand darin, daß er den General Kienmayer mit einigen Tausend Mann nach Ingolstadt entsandte, um die in die Oberpfalz geflüchteten Baiern zu beobachten und den heranziehenden Russen die Hand zu bieten.

Während der General Mack in Ulm unbeweglich blieb, erreichten die sechs Armeekorps des französischen Heeres am 6. Oktober die Ebene von Nördlingen. Die Division Vandamme, von dem Korps des Marschalls Soult, die allen übri-

gen voraus war, stand am 6. Abends an der Donau und nahm die Brücke von Münster, die eine Stunde oberhalb Donauwerth liegt. Am 7. Oktober nahm der Marschall Soult die Brücke von Donauwerth selbst, welche ein Bataillon Kolloredo vergebens zu vertheidigen, dann zu zerstören suchte. Die französischen Truppen besserten die geringen Schäden bald wieder aus und gingen rasch an das andere Ufer über. Murat, der mit seinen Dragonerdivisionen den Vortrab des rechten Flügels unter Lannes und Ney bildete, hatte sich zur Brücke von Münster begeben. Er reklamirte diesen Uebergang für seine Dragoner und die ihm folgenden Truppen, überließ die Brücke von Donauwerth dem Korps des Marschalls Soult und ging sogleich mit einer Division Dragoner auf das andere Ufer, um die Brücke zu nehmen, die bei Rain über den Lech führt. Der Lech, der hinter der Iller fast in gleicher Richtung mit ihr fließt und bei Donauwerth in die Donau fällt, giebt demjenigen, der Rain besetzt hat, den Vortheil, daß er Iller und Lech zugleich umgangen hat. Verlor Mack die Brücke von Münster und Rain, so hatte er wenig Aussicht, sich zu rechter Zeit zurückziehen zu können. Die Dragoner Murats nahmen Rain und die Brücke über den Lech fast ohne Widerstand. 200 Reiter warfen alle Patrouillen Kienmayers über den Haufen und unterdessen setzte sich Marschall Soult in Donauwerth fest, kam Marschall Davout im Angesicht der Brücke von Neuburg an.

Napoleon begab sich an demselben Tage nach Donauwerth. Seine Hoffnungen waren jetzt in Erfüllung gegangen, aber er hielt den Erfolg erst dann für vollständig gesichert, wenn er alle Früchte seines schönen Marsches geerntet hatte. Man hatte bereits einige Hundert Gefangene gemacht und ihre Aussagen lauteten übereinstimmend. Der General Mack

stand in Ulm an der Iller; es war sein Nachtrab unter General Kienmayer, den man über die Donau geworfen hatte. Napoleon beschloß auf der Stelle zwischen Oesterreichern und Russen Stellung zu nehmen, damit sich Beide nicht vereinigen könnten. Wenn General Mack zur rechten Zeit einen Entschluß zu fassen wußte, so mußte seine erste Bewegung die sein, die Iller zu verlassen, sich an den Lech zu ziehen und auf der Straße von München seine Verbindung mit Kienmayer zu suchen. Napoleon traf sogleich folgende Anordnungen. Ney blieb diesseits der Donau auf den Straßen, die von Würtemberg nach Ulm führen, um das linke Donauufer zu bewachen. Murat und Lannes sollten auf den Brücken von Münster und Donauwerth auf das rechte Ufer übergehen, den Fluß aufwärts ziehen und sich zwischen Ulm und Augsburg aufstellen, damit Mack sich nicht auf der großen Straße von Augsburg nach München zurückziehen könne. Beide sollten Burgau besetzen. Marschall Soult erhielt Befehl, von der Mündung des Lech aufzubrechen und mit den drei Divisionen St. Hilaire, Vandamme und Legrand nach Augsburg zu marschiren. Die vierte Division des Marschalls Soult, die Division Suchet, stand bereits unter dem Befehl von Lannes. So war Mack, welchen Ausweg er auch suchen mochte, von allen Seiten umzingelt, von Marschall Ney mit 20,000 Mann am linken Ufer der Donau, von Murat und Lannes mit 40,000 Mann am rechten Ufer, vom Marschall Soult mit 30,000 Mann am Lech.

Marschall Davout erhielt den Befehl, mit möglichster Eile bei Neuburg über die Donau zu setzen und bei Ingolstadt, wo Marmont und Bernadotte bald erscheinen mußten, den Uebergang zu sichern. Da Beide den weitesten Weg hatten, so waren sie um zwei Tagemärsche zurück. Der Marschall Davout sollte sich dann

nach Aichach auf die Straße nach München begeben, um den General Kienmayer vor sich her zu treiben und den Nachtrab der rings um Ulm sich anhäufenden Massen zu bilden. Die Korps von Marmont und Bernadotte hatten Befehl ihren Marsch zu beschleunigen, bei Ingolstadt über die Donau zu gehen und sich nach München zu begeben, damit der Kurfürst in seine Hauptstadt wieder einziehen könne, die er kaum vor einem Monat verlassen hatte. In Folge dieser Anordnung stellte Napoleon den von München kommenden Russen Bernadotte und die Baiern entgegen, im Nothfall auch Marmont und Davout, da Beide je nach den Umständen so gut nach München wie nach Ulm marschiren konnten.

Am 8. Oktober ging Soult den Lech aufwärts, um sich nach Augsburg zu begeben. Er fand keine Feinde vor sich. Murat und Lannes, die das Land zwischen Lech und Iller besetzen sollten, marschirten von Donauwerth nach Burgau und fanden ein Terrain, das hier und da von Gehölz bedeckt oder von kleinen Flüssen durchschnitten war, Die Dragoner hatten den Vortrab und stießen plötzlich auf ein feindliches Korps, das zahlreicher war als alle, die man bisher noch gesehen hatte und in und bei einem großen Flecken, Wertingen genannt, Stellung genommen hatte. Dieses feindliche Korps bestand aus 6 Grenadier- und 3 Füselierbataillonen, unter dem Befehl des Baron Auffenberg, 2 Schwadronen Kürassiere vom Regiment Herzog Albert und 2 Schwadronen Latour Cheveaux légers. General Mack hatte sie auf Rekognoszirung geschickt, da ein Gerücht von dem Erscheinen der Franzosen an der Donau in Umlauf war. Er glaubte noch immer, daß diese Franzusen zu dem Korps von Bernadotte gehörten, das, wie er glaubte, bei Würzburg stehe, um die Baiern zu unterstützen. Die österreichischen Offiziere saßen bei Tische, als

man ihnen das Erscheinen der Franzosen meldete. Sie waren davon außerordentlich überrascht, wollten es anfangs nicht glauben, konnten aber bald nicht länger zweifeln und stiegen rasch zu Pferde, um sich an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Vor Wertingen liegt ein Weiler, Hohenreichen genannt, den einige Hundert Oesterreicher, Fußvolk und Reiter, besetzt hielten. Durch die Häuser des Weilers geschützt, unterhielten sie ein unbequemes Feuer und wiesen ein Dragonerregiment zurück, das zuerst an Ort und Stelle angekommen war. Der Eskadronchef Excellmans, der seinen Namen seit dieser Zeit so berühmt gemacht hat und damals einfacher Adjutant Murats war, eilte auf den Lärm des Gewehrfeuers herbei. Auf seinen Befehl stiegen 200 Dragoner ab, warfen sich mit der Flinte in der Hand auf den Weiler und vertrieben die Oesterreicher. Da inzwischen neue Detachements Dragoner herbeikamen, so drängte man die Feinde lebhafter, verfolgte sie bis Wertingen, ging noch über den Flecken hinaus und fand hier auf einer Art von Hochebene die neun Bataillone in einem einzigen Viereck aufgestellt, das bei wenig Ausdehnung viel Tiefe hatte und auf den Seiten durch Geschütze und Reiterei gedeckt war. Der tapfere Excellmans griff auf der Stelle mit einer seltenen Kühnheit an, wobei ihm ein Pferd getödtet wurde. Der Obrist Meaupetit wurde an seiner Seite von einem Bajonnetstoß durchbohrt. So kräftig der Angriff auch war, so konnte man doch in die kompakte Masse nicht eindringen. Eine Zeit lang versuchten die französischen Dragoner die österreichischen Grenadiere niederzusäbeln und diese vertheidigten sich mit Kugel und Bajonnet. Endlich erschien Murat mit der Hauptmasse seiner Reiterei und Lannes mit Oudinots Grenadieren. Murat ließ auf der Stelle angreifen und Lannes wandte sich nach einem im Hintergrunde liegenden Gehölz,

um den Oesterreichern den Rückzug gänzlich abzuschneiden. In der Stirn angegriffen, im Rücken bedroht, zogen diese sich zurück, anfänglich in geschlossenen Reihen, bald aber in Unordnung. Wären die Grenadiere um einige Augenblicke früher gekommen, so hätte man die neun Bataillone sämmtlich gefangen genommen. Auch so machte man 2000 Gefangene, nahm mehrere Kanonen und einige Fahnen.

Lannes und Murat, die Excellmans mitten unter den Bajonnetten gesehen hatten, wollten, daß er die Nachricht von diesem ersten Erfolge und die eroberten Fahnen überbringe. Napoleon empfing den jungen Offizier in Donauwerth, bewilligte ihm einen Grad in der Ehrenlegion und übergab ihm die Insignien in Gegenwart seines Generalstabes mit eigener Hand, damit die erste in diesem Kriege verdiente Belohnung größern Glanz erhalte.

An demselben Tage, am 8. Oktbr., war der Marschall Soult in Augsburg eingezogen. ohne einen Schuß abzufeuern. Der Marschall Davout hatte die Donau bei Neuburg überschritten und war nach Aichach marschirt, um dort zwischen den französischen Truppen vor Ulm und denen in München die Verbindung zu unterhalten. Der Marschall Bernadotte und der General Marmont bereiteten sich bei Ingolstadt zum Uebergange vor, um von dort nach München zu gehen.

Napoleon beschloß, die Stellung von Ulm enger einzuschließen. Marschall Ney erhielt Befehl, am linken Ufer der Donau aufwärts zu gehen und sich aller Brücken zu bemächtigen, damit er nach Befinden auf beiden Flußufern handeln könne. Murat und Lannes hatten die Weisung, am rechten Ufer aufwärts zu gehen und mit Ney zur engern Einschließung der Oesterreicher zusammen zu wirken. Ney, immer rasch bereit erhaltene Befehle auszuführen, vorzüglich dann, wenn sie

ihn dem Feinde näher brachten, erreichte am 9. die Ufer der Donau und ging an ihnen aufwärts bis zur Höhe von Ulm. Die ersten Brücken, welche sich ihm darboten, waren die von Günzburg. Die Division Malher sollte sie nehmen. Dieser Brücken waren drei; die Hauptbrücke lag vor der kleinen Stadt Günzburg, die zweite oberhalb, vor dem Dorfe Leipheim, die dritte unterhalb, vor dem Weiler Reißensburg. Der General Malher ließ sie alle drei zu gleicher Zeit angreifen. Der Stabsoffizier Lefol ging bei Leipheim mit einem Detachement vor, der General Labassée bei Reißensburg mit dem 59ten Linienregiment. Er selbst, an der Spitze der Brigade Marcognet, behielt sich den Angriff auf die Hauptbrücke bei Günzburg vor. Das Bett der Donau ist in diesem Theile ihres Laufes nicht regelmäßig gebildet und man mußte eine Menge von Inseln überschreiten, wie auch mehrere Flußarme, die mit Weiden und Pappeln eingefaßt waren. Die Vorposten gingen entschlossen vorwärts, überschritten alle Flußarme, die ihnen im Wege standen, und nahmen 2—300 Tyroler nebst ihrem Befehlshaber gefangen. Unsere Truppen gelangten bald zu dem Hauptarme, über den die Brücke von Günzburg gebaut war. Die Oesterreicher hatten auf ihrem Rückzuge ein Brückenjoch zerstört. Der General Malher wollte dasselbe wieder herstellen. Aber auf dem andern Ufer befanden sich mehrere österreichische Regimenter, eine zahlreiche Artillerie und der Erzherzog Ferdinand, der in eigener Person mit beträchtlichen Verstärkungen herbeigeeilt war. Die Oesterreicher begannen einzusehen, wie ernsthaft die in ihrem Rücken ausgeführte Operation sei und waren zu den größten Anstrengungen entschlossen, um wenigstens die Ulm nächstgelegenen Brükken zu retten. Sie richteten auf die Franzosen ein mörderisches Gewehr- und Geschützfeuer. Diese, durch die bewalde-

ten Inseln nicht mehr geschützt und auf den Abhängen des Flusses gänzlich blosgestellt, ertrugen das Feuer mit einer seltenen Beharrlichkeit. Den Fluß zu durchwaden war unmöglich, und man dachte daher an Wiederherstellung der Brücke. Die Arbeiter, unter denen die feindlichen Kugeln furchtbar aufräumten, mußten sich zurückziehen, und die französischen Truppen erlitten furchtbare Verluste. Der General Malher zog sich daher auf die bewaldeten Inseln zurück, um dem unnützen Gefechte ein Ende zu machen.

Dieser unglückliche Versuch hatte einige Hundert Menschen gekostet. Die beiden andern Angriffe waren gleichzeitig ausgeführt worden. Bei Leipheim hatten ungangbare Sümpfe den Erfolg unmöglich gemacht. Bei Reißensburg hatte man besseres Glück. Die Oesterreicher hatten auch hier ein Brückenjoch zerstört, aber nicht vollständig genug, daß unsere Soldaten dasselbe nicht hätten herstellen können. Das 29. Regiment überschritt die Brücke und nahm Reißensburg mit den umliegenden Höhen, obgleich die Feinde über dreifache Streitkräfte verfügten. Hier wurde der Obrist Lacuée an der Spitze seiner Soldaten getödtet. Die österreichische Kavallerie, die ein einziges französisches Regiment auf ihrer Seite der Donau erblickte, eilte ihrem Fußvolk zu Hülfe und griff das 59. Regiment wüthend an. Dreimal warf sie sich auf die Bajonnette dieses tapfern Regiments und dreimal wurde sie mit Gewehrfeuer zurückgewiesen. Das 59. Regiment blieb im Besitze des Schlachtfeldes, nachdem es Thaten verrichtet hatte, die der Aufzeichnung würdig sind.

Da diese Brücke genommen war, so ließ General Malher gegen Abend seine ganze Division nach Reißensburg marschiren. Die Oesterreicher hüteten sich nun, Günzburg noch länger streitig zu machen; sie zogen sich noch in derselben Nacht

zurück und hinterließen den Franzosen 1000 Gefangene und 300 Verwundete.

Dem Obrist Lacuée wurden große Ehren erwiesen, die Divisionen von Ney's Korps wohnten am 10. seinem Leichenbegängnisse in Günzburg bei und zollten seinem Gedächtniß einstimmig ihr Bedauern. Der Marschall Ney stellte die Division Dupont auf dem linken Flußufer auf und ließ die Divisionen Malher und Loisson auf das rechte Ufer übergehen, um seine Verbindung mit Lannes zu unterhalten.

Napoleon war bis zum 9. Abends in Donauwerth geblieben. Er ging von da nach Augsburg, weil er dort am besten Nachrichten einziehen und Befehle ertheilen konnte. In Augsburg befand er sich einerseits zwischen Ulm, andererseits zwischen München, zwischen der Armee von Schwaben, die er einschließen wollte, und den Russen, deren Herannahen das Gerücht behauptete. Den Oberbefehl bei Ulm übergab er, hauptsächlich aus Verwandtschaftsrücksichten, Murat, und stellte Ney und Lannes unter ihn, was Beiden sehr mißfiel und zu fatalen Reibungen führte. Solche Unannehmlichkeiten waren von der neuen Ordnung der Dinge unzertrennlich. Die Republik hatte ihre blutigen Nebenbuhlerschaften, die Monarchie ihre Familienrücksichten. Murat hatte auf diese Weise etwa 60,000 Mann zu seiner Verfügung, um den General Mack unter den Mauern von Ulm in Schach zu halten.

Napoleon fand in Augsburg den Marschall Soult mit dem 4. Armeekorps. Davout stand in Aichach, der General Marmont folgte ihm, Bernadotte marschirte nach München. Das französische Heer befand sich beinahe in derselben Lage wie damals in Mailand, als es den St. Bernhard überschritten hatte, im Rücken des Generals Melas stand und ihn zu umzingeln suchte, aber nicht wußte, auf welcher Straße es ihn

fassen könne. Dieselbe Ungewißheit herrschte in Beziehung auf die Pläne des Generals Mack. Napoleon erwog mit der größten Anstrengung, was er ferner in einer so dringenden Gefahr unternehmen könne und vermochte es kaum zu errathen, denn der General Mack wußte es selbst nicht. Man kann einen unentschlossenen Widersacher schwerer durchschauen, als einen festen Charakter, und wenn dich deine Unentschlossenheit nicht heute zu Grunde richtet, so kann sie dir morgen dazu dienen, den Feind zu täuschen. Bei der Ungewißheit, in der er sich befand, schrieb Napoleon dem General Mack den vernünftigsten Plan zu, nämlich den, nach Tyrol zu flüchten. In der That, wenn dieser General sich nach Memmingen, nach seinem linken Flügel wandte, so konnte er Tyrol über Kempten in zwei bis drei Tagemärschen erreichen. Er schloß sich auf diese Weise der Armee an, welche die Kette der Alpen bewachte und an jene, welche Italien besetzt hielt. Er rettete sich und trug dazu bei, eine Streitmasse von 200,000 Mann zu bilden, eine Masse, die stets furchtbar ist, welches auch die Stellung sein möge, die sie auf dem Schauplatze der allgemeinen Operation einnimmt. Jedenfalls entging er einer Katastrophe, die in den Kriegsannalen für immer denkwürdig ist.

Napoleon entging ein anderer Plan, den der General fassen konnte und einen Augenblick auch wirklich hegte, nämlich auf dem linken Donauufer zu entfliehen, wo sich blos die Division Dupont befand. Dieser verzweifelte Entschluß ließ sich am wenigsten annehmen, denn er erforderte eine außerordentliche Kühnheit. Man mußte die Straße durchschneiden, auf der die Franzosen gekommen waren, auf der es noch von ihren Wagenzügen und Depots wimmelte; vielleicht stieß man auf Feindesmassen und mußte sich dann nach Böhmen durchschlagen. Napoleon dachte an eine solche Möglichkeit nicht

und beschäftigte sich nur damit, die Straße nach Tyrol zu schließen. Er befahl daher dem Marschall Soult, am Lech bis Landsberg hinaufzugehen, Memmingen zu nehmen und die Straße nach Kempten zu versperren. In Augsburg ersetzte Marmont den Marschall und außerdem kam auch die Garde in die Stadt.

Bernadotte trieb Kienmayers Nachtrab vor sich her und zog am 12. Morgens in München ein, genau einen Monat nach dem Einfall der Oesterreicher und dem Rückzuge der Baiern. Er nahm der feindlichen Abtheilung, die er vor sich her trieb, etwa 1000 Gefangene ab. Die Baiern empfingen die Franzosen mit der lebhaftesten Freude. Man kann einem Verbündeten nicht schneller und sicherer zu Hülfe kommen, vorzüglich wenn man sich an der andern Seite des Festlandes, am Ufer des Kanals befindet. Napoleon schrieb auf der Stelle an den Kurfürsten und lud ihn zur Rückkehr in seine Hauptstadt ein. Er bat ihn, die ganze baierische Armee mitzubringen, die in Würzburg unnütz war und in Gemeinschaft mit Bernadotte die Innlinie besetzen sollte. Napoleon wollte diese Truppen zu Rekognoszirungen verwenden, da sie mit dem Lande genau bekannt waren und über den Marsch der von Wien kommenden Russen die besten Nachweisungen geben konnten.

Der Marschall Soult stieß auf seinem Marsche blos auf die Kürassiere unter Erzherzog Ferdinand, die sich in Gewaltmärschen auf Ulm zurückzogen. Der Eifer unsrer Truppen war so groß, daß das 26. Jägerregiment keinen Anstand nahm, sich mit der schweren österreichischen Reiterei zu messen, und ihr eine ganze Schwadron mit zwei Geschützen abnahm. Dieses Zusammentreffen bewies augenscheinlich, daß die Oesterreicher, statt nach Tyrol zu fliehen, sich hinter der Iller, zwischen Memmingen und Ulm konzentrirten, so daß man hier

eine neue Schlacht von Marengo erwarten durfte. Napoleon ordnete Alles, um den Kampf mit soviel Truppen als möglich führen zu können. Er nahm an, daß derselbe am 13. oder 14. Oktober stattfinden werde. Da er nicht gedrängt war, indem die Oesterreicher die Initiative nicht ergriffen, wählte er den 14., um zum Herbeiziehen seiner Truppen Zeit zu gewinnen. Zuerst veränderte er die Stellung des Marschalls Soult und schickte ihn von Aichach nach Dachau, so daß dieser Marschall im Stande war, sich entweder in München mit Bernadotte und den Baiern gegen die Russen zu vereinigen, oder nach Augsburg zurückzukehren und Napoleon in seinen Operationen gegen den General Mack zu unterstützen. Nachdem Napoleon diese Vorsichtsmaßregeln in seinem Rücken getroffen hatte, ordnete er für den angenommenen Schlachttag, den 14. Oktober, Folgendes an: Der Marschall Soult sollte am 13. in Memmingen sein, diese Stellung mit seiner rechten Flanke überflügeln und sich rechts an die Korps anschließen, die an der Iller aufgestellt sein würden. Die Garde zog nach Weißenhorn, wo der Kaiser selbst eintreffen wollte. Er hoffte auf diese Weise auf einem Raume von 10 Stunden, von Memmingen bis Ulm, 100,000 Mann zu vereinigen. Da die Truppen in einem Tage einen Marsch von fünf Stunden machen und doch noch kämpfen konnten, so war es in der That leicht, die Garde und die Korps von Ney, Lannes, Murat, Marmont und Soult auf demselben Schlachtfelde zu vereinigen. Uebrigens hatte ihm das Geschick einen ganz andern Triumph bestimmt, als er selbst erwartete. Napoleon verließ Augsburg am 12. Abends, um sich nach Weißenhorn zu begeben. Unterwegs stieß er auf die Truppen von Marmonts Korps, theils Franzosen, theils Holländer, die den Mühen fast erlagen, da sie nicht blos ihre Waffen, sondern auch Le-

bensmittel auf mehrere Tage tragen mußten. Das Wetter, das bis zum Uebergange über die Donau nicht besser sein konnte, war plötzlich abscheulich geworden. Es fiel ein dichter Schnee, der auf der Erde schmolz und die Wege fast ungangbar machte. Alle die kleinen Flüsse, die in die Donau fallen, waren ausgetreten. Die Soldaten marschirten in einem wahren Sumpfe und wurden noch dazu von Artilleriezügen häufig gehemmt. Dennoch murrten sie nicht. Napoleon ließ sie einen Kreis um sich bilden, erklärte ihnen die Lage des Feindes und versprach ihnen einen Triumph, so schön wie jenen von Marengo. Die Soldaten, von seinen Worten berauscht und nicht wenig stolz darauf, daß der größte Feldherr des Jahrhunderts ihnen seine Pläne auseinandersetzte, überließen sich der lebhaftesten Begeisterung und antworteten mit dem einstimmigen Rufe: Es lebe der Kaiser! Sie glühten vor Ungeduld, an der großen Schlacht Antheil zu nehmen. Diejenigen, welche die Worte des Kaisers gehört hatten, wiederholten sie den ferner Stehenden, und Alle riefen aus, daß es um die Oesterreicher geschehen sei, daß nicht Einer entkommen solle.

Es war Zeit, daß Napoleon an die Donau zurückging, denn Murat hatte seine Befehle falsch verstanden und es hätte leicht ein Unglück entstehen können, wenn die Oesterreicher unternehmender gewesen wären.

Während Lannes und Murat Ulm auf dem rechten Donauufer einschlossen, war Ney zu beiden Seiten des Flusses aufgestellt und hatte auf dem rechten Ufer zwei Divisionen, auf dem linken eine, die des Generals Dupont. Ney fühlte das Gefährliche, das eine solche Stellung hatte, wenn er sich Ulm näherte. Durch die Thatsachen, die er in seiner Nähe beobachten konnte, belehrt, von einem glücklichen Instinkt für

den Krieg geleitet und von Obrist Jomini in seiner Meinung bestärkt, hielt er es für bedenklich, auf dem linken Flußufer blos eine einzige Division zu lassen. „Weshalb," sagte er, „sollten die Oesterreicher nicht die Gelegenheit ergreifen, auf dem linken Ufer zu entkommen und zugleich unser Gepäck und unsere Artillerieparks zu nehmen, die ihnen sicherlich keinen großen Widerstand entgegensetzen würden?" — Murat gab dies nicht zu. Indem er sich auf falsch verstandene Briefe des Kaisers berief, welche die Konzentration aller Truppen an der Iller anbefahlen, ging er so weit, zu behaupten, daß selbst die Division Dupont auf dem linken Ufer zu viel sei, da dieselbe am Tage des großen Kampfes auf dem Schlachtfelde fehlen werde. Diese Meinungsverschiedenheit führte zu dem lebhaftesten Streit zwischen Ney und Murat. Ney gehorchte ungern einem Führer, dessen Talent er für ein untergeordnetes hielt, wenn die kaiserliche Verwandtschaft ihn auch zu dem Vornehmern von den Beiden machte. Murat, auf seinen Rang stolz und hauptsächlich darauf pochend, daß er in die Pläne Napoleons tiefer eingeweiht sei, ließ Ney seine höhere Stellung fühlen und gab ihm zuletzt seine Befehle in absoluter Weise. Wären nicht gemeinschaftliche Freunde gewesen, so würden beide Marschälle ihren Streit auf eine Weise entschieden haben, die ihrer Stellung wenig entsprach. Dieses Gezänk hatte die Folge, daß die Division Dupont widersprechende Befehle bekam und in eine gefährliche Lage gerieth. Zum Glück rettete sie sich selbst, während noch über sie gestritten wurde, durch einen Kampf, der für sie ewig merkwürdig ist.

General Mack, der über sein Mißgeschick nicht mehr ungewiß sein konnte, hatte eine Frontveränderung ausgeführt. Sein rechter Flügel stand jetzt in Ulm, der linke in Memmin=

gen. Noch immer auf die Iller gestützt, kehrte er jetzt Frankreich den Rücken zu, als ob er von dort her gekommen sei, während Napoleon mit dem Rücken gegen Oesterreich stand, als ob dort sein Ausgangspunkt läge. Dies war die natürliche Stellung der beiden Generale, von denen der eine den andern umgangen hatte. Nachdem der General Mack die in Schwaben zerstreuten Truppen, wie die bei Wertingen und Günzburg an sich gezogen hatte, vereinigte er den größten Theil seiner Streitkräfte in dem verschanzten Lager von Ulm und ließ blos einige Detachements an der Iller von Ulm bis Memmingen stehen.

Man kennt die Lage und die Form dieses Lagers, das in dieser Geschichte bereits beschrieben wurde. Auf diesem Punkte tritt das linke Donauufer weit über das rechte hervor. Während das rechte Ufer eine sumpfige, leicht nach dem Flusse geneigte Ebene bildet, besteht das linke Ufer aus einer Reihe terrassenförmig ansteigender Höhen, die von der Donau bespült werden. Der Michelsberg ist die bedeutendste dieser Höhen. Die Oesterreicher lagerten dort 60,000 Mann stark und hatten die Stadt Ulm zu ihren Füßen.

Dupont, der auf dem linken Ufer allein zurückgeblieben war und nach den Befehlen des Marschalls Ney am 11. Oktober Morgens Ulm sich nähern sollte, war im Angesichte dieses Platzes eingetroffen. In diesem Augenblicke stritten Murat und Ney noch in Günzburg und Napoleon traf seine allgemeinen Anordnungen. Der General Dupont konnte vom Dorfe Haslach aus den Michelsberg in dessen ganzer Ausdehnung übersehen und entdeckte dort 60,000 Oesterreicher in einer imponirenden Haltung. Durch die letzten Märsche, die bei dem schlechtesten Wetter und mit einer außerordentlichen Schnelligkeit hatten ausgeführt werden müssen, war seine

Division auf 6000 Mann herabgekommen. Indessen hatte man ihm die Dragoner zu Fuß unter Baraguay d'Hilliers gelassen. Diese Verstärkung von 5000 Mann hätte sehr nützlich werden können, wenn sie nicht in Langenau drei Stunden rückwärts geblieben wäre.

Der General befand sich dem Michelsberg und den 60,000 Oesterreichern darauf mit 3 Regimentern Fußvolk, 2 Regimentern Reiterei und einigen Geschützen gegenüber. Dieser später so unglückliche Offizier hatte bei diesem Anblick eine Eingebung, welche dem größten Feldherrn Ehre machen würde. Wenn er zurückkehre, urtheilte er, verrathe er seine Schwäche und werde bald von überlegenen Reitermassen umringt werden; trete er dagegen kühn auf, so täusche er die Oesterreicher, daß sie ihn für den Vortrab der französischen Armee hielten, vorsichtig verführen und ihm so Zeit ließen zu entkommen.

In diesem Sinne traf er seine Anordnungen zur Schlacht. Zu seiner Linken lag das Dorf Haslach, von einem kleinen Gehölz umgeben. Er stellte dort das 32. Regiment, das 1. Regiment der Husaren und einen Theil seines Geschützes auf. Zur Rechten, ebenfalls an ein Gehölz gelehnt, nahm das 96. Regiment Stellung, das 9. leichte und das 17. der Dragoner. Das Dorf Jungingen, das vor diesem rechten Flügel lag und ebenfalls von etwas Gehölz umgeben war, besetzte ein Detachement.

In dieser Stellung erwartete der General Dupont die Oesterreicher, die unter dem Erzherzog Ferdinand 25,000 Mann stark herbeikamen, um 6000 Franzosen zu bekämpfen. Der französische Anführer überlegte ganz richtig, daß seine Division durch das bloße Gewehrfeuer vernichtet werden müsse, wenn er den Oesterreichern Zeit lasse, ihre Linie zu entwickeln.

Mit einer Kühnheit, würdig seines großen Entschlusses, befahl er den beiden Regimentern seines rechten Flügels, mit dem Bajonnet anzugreifen. Auf das von ihm gegebene Zeichen setzten sich diese beiden tapfern Regimenter in Marsch und stürzten sich mit gefälltem Bajonnet auf die österreichische Linie. Sie werfen sie zurück, bringen sie in Unordnung und machen 1500 Gefangene, die man auf dem linken Flügel in dem Dorfe Haslach einschließt. Nach dieser Waffenthat geht der General Dupont in seine Stellung zurück und erwartet die Folgen des merkwürdigen Kampfes. Aber die Oesterreicher halten sich noch nicht für geschlagen und kehren mit neuen Truppen zurück. Unsere Soldaten gehen noch einmal mit dem Bajonnet vor, treiben die Angreifenden zurück und machen wieder zahlreiche Gefangene. Dieser unnützen Frontangriffe überdrüssig, richten die Oesterreicher ihre Angriffe gegen unsere Flügel. Sie werfen sich auf Haslach, das den linken Flügel deckte und die Gefangenen enthielt. Das 32. Regiment, an das jetzt die Reihe zu kämpfen gekommen ist, macht ihnen dieses Dorf kräftig streitig und vertreibt sie daraus, während das erste Husarenregiment, mit dem Fußvolk wetteifernd, auf die zurückgeworfenen Kolonnen Angriffe macht. Die Oesterreicher beschränken sich auf diesen Angriff nicht, sondern machen zugleich einen Versuch auf dem entgegengesetzten Flügel und wollen Jungingen nehmen. Durch ihre Zahl begünstigt, dringen sie ein und behaupten sich einen Augenblick. Der General Dupont, die Gefahr erkennend, läßt das 96. Regiment vorgehen und gelangt wieder in den Besitz des Dorfes. Man entreißt es ihm aufs Neue, er erstürmt es wieder. So wird dieses Dorf fünfmal hintereinander mit Gewalt genommen und in der Verwirrung dieser wiederholten Angriffe machen die Franzosen jedesmal Gefangene.

Aber während die Oesterreicher sich in machtlosen Anstrengungen gegen diese Handvoll Soldaten erschöpfen, wirft sich ihre zahllose Reiterei auf das 17. Dragonerregiment, tödtet diesem seinen Obrist und wirft es in das Gehölz zurück, an das es sich lehnte. Nun schwärmt eine Wolke von österreichischen Reitern über die umliegenden Felder bis zum Dorfe Albeck, nimmt dort das Gepäck, das die Dragoner nicht mehr vertheidigen können, und rafft einige armselige Trophäen auf.

Es war Zeit, einem so gefährlichen Kampfe ein Ende zu machen. Nachdem Dupont die Oesterreicher fünf Stunden lang aufgehalten hatte, benutzte er die Nacht, um sich nach Albeck zurückzuziehen. Er marschirte in guter Ordnung und nahm 4000 Gefangene mit.

Wenn Dupont die Oesterreicher durch diesen außerordentlichen Kampf nicht aufgehalten hätte, so würden sie nach Böhmen entkommen sein, und eine der schönsten Kombinationen Napoleons wäre vollständig gescheitert. Dies ist ein Beweis, daß große Generale auch großer Soldaten bedürfen, denn selbst bei dem genialsten Feldherrn kommt es vor, daß seine Truppen Kriegszufälle oder selbst Fehler durch ihre Tapferkeit ausgleichen müssen.

Dieses Zusammentreffen mit einem Theile des französischen Heeres rief im österreichischen Hauptquartier stürmische Berathungen hervor. Man war von der Anwesenheit des Marschalls Soult in Landsberg unterrichtet, man glaubte nicht, daß der General Dupont in Albeck allein stehe, man fing an zu glauben, daß man von allen Seiten umringt sei. Der General Mack, auf den die Oesterreicher die ganze Schmach ihres Unglücks wälzen wollen, war in eine leicht begreifliche Geistesverwirrung gefallen. Wie auch Diejenigen urtheilen mögen, die ihre Betrachtungen erst nach den Ereignissen

anstellen, so ist es doch gewiß, daß er zu seiner Rettung einer Inspiration des Himmels bedurft hätte, durch die ihm offenbar geworden wäre, daß er das schwache Korps vor ihm leicht vernichten und sich nach Böhmen zurückziehen könnte. Der Unglückliche, der nicht wußte, was man nachher freilich erfahren hat, und der nicht annehmen konnte, daß die Franzosen auf dem linken Donauufer so schwach seien, begann mit seinem erlauchten Schicksalsgenossen, dem Erzherzog Ferdinand, zu berathen. Er verlor dabei eine kostbare Zeit und konnte sich weder zur Flucht nach Böhmen entschließen, noch zum Rückzuge nach Tyrol. Am sichersten schien es ihm zu sein, wenn er sich bei Ulm noch mehr verschanze, alle seine Truppen dort vereinige und mit dieser schwer zu bewältigenden Masse die Ankunft der Russen von München und des Erzherzogs Karl von Tyrol erwarte. Er sagte sich, daß der General Kienmayer mit 20,000 Oesterreichern, der General Kutusow mit 60,000 Russen auf der Straße von München erscheinen würde, daß Erzherzog Johann mit dem Korps von Tyrol und der Erzherzog Karl mit der Armee von Italien gewiß nicht ermangelten, über Kempten zu Hülfe zu eilen, und daß dann Napoleon in Gefahr gerathe, da er von 150,000 Mann bedroht sei. Diese verschiedenen Vereinigungen waren aber nicht möglich, da Napoleon mit 160,000 sieggewohnten Franzosen im Zentrum der Armee stand. Im Unglück begrüßt man den geringsten Hoffnungsschimmer mit Freuden und Mack glaubte zuletzt den falschen Gerüchten, die Napoleon ihm durch seine Spione überbringen ließ. Bald sollten die Engländer in Boulogne gelandet sein, bald hieß es, die Russen unter dem Erzherzog Karl kämen auf der Straße von München herbei.

In schwierigen Lagen werden die Untergebenen keck und geschwätzig, tadeln ihre Vorgesetzten und suchen ihre eignen

Meinungen geltend zu machen. Der General Mack hatte Untergebene um sich, die große Herren waren und frei mit der Sprache herausgingen. Die Einen wollten sich nach Tyrol zurückziehen, die Andern nach Würtemberg, wieder Andere nach Böhmen. Die Letztern, welche zufällig Recht hatten, suchten durch das Gefecht von Haslach zu beweisen, daß die Straße nach Böhmen frei sei. Die gewöhnliche Wirkung des Widerspruchs auf einen aufgeregten Geist ist die, ihn noch schwächer zu machen und zu halben Entschlüssen zu bestimmen die stets die schlimmsten von allen sind. Der General Mack wollte den Meinungen, die er bekämpfte, Einiges bewilligen und faßte zwei Entschlüsse, die bei einem Manne unerklärlich sind, der Ulm behaupten wollte. Er schickte die Division Jellachich nach Memmingen, um diesen Posten zu verstärken, den General Spangen mit 5000 Mann besetzt hielt. Der General Riese mußte sich mit einer Division der Höhe von Elchingen bemächtigen, und Beides hatte den Zweck, den Rückzug nach Tyrol wie nach Böhmen zu sichern. Wollte er in Ulm bleiben und dort Hülfe erwarten, im Nothfall auch zu seiner Vertheidigung eine Schlacht liefern, so mußte er seine ganzen Truppen zusammenhalten und nicht einzelne Korps nach den Endpunkten der Linie schicken, denn er setzte sich dadurch der Gefahr aus, eins nach dem andern vernichtet zu sehen. Diese einfache Wahrheit entging ihm aber und so ließ er den General Riese das Kloster von Elchingen besetzen, das auf den Höhen des linken Ufers liegt, nahe bei Haslach, wo man am 11. gekämpft hatte. Am Fuß dieser Höhen und unterhalb des Klosters befand sich eine Brücke, die Murat mit einem Detachement hatte besetzen lassen. Die Oesterreicher hatten früher versucht, sie zu zerstören. Murats Detachement verbrannte sie jetzt, um sich gegen die neu ankommenden

Truppen zu schützen. Indessen blieben die Pfeiler stehen, soweit sie der Fluß mit seinem Wasser bedeckte. Auf diese Weise hatte das französische Heer nur eine Verbindung mit dem linken Ufer, nämlich bei Günzburg, weit unterhalb von Elchingen. Die Division Dupont hatte sich nach Langenau zurückgezogen und den Oesterreichern lag jetzt die Straße nach Böhmen offen. Zum Glück wußten sie es nicht!

So war die Lage der Dinge, als Napoleon am 13. bei Ulm ankam. Kaum eingetroffen, warf er sich im schlechtesten Wetter aufs Pferd und besuchte alle Stellungen der Truppen. Er fand seine Unterbefehlshaber gegenseitig gegen sich aufgebracht und der verschiedensten Meinung. Lannes, der im Kriege sicher und scharfsinnig urtheilte, war mit Marschall Ney der Meinung, daß die Oesterreicher, statt an der Iller eine Schlacht anzunehmen, nach Böhmen flüchten und die Division Dupont über den Haufen werfen würden. Wenn Napoleon während seiner Abwesenheit noch Zweifel haben konnte, so verschwanden diese alle, als er an Ort und Stelle eintraf. Da er überdies befohlen hatte, das linke Ufer zu bewachen und die Division Dupont daselbst aufzustellen, so verstand sich von selbst, daß diese Division nicht ohne Unterstützung bleiben konnte, daß man sich namentlich ein Mittel verschaffen mußte, von einem Ufer auf das andere zu gelangen. Die Instruktionen Napoleons waren eben sowohl mißverstanden worden, als die Lage selbst. Napoleon gab daher den Marschällen Lannes und Ney gegen Murat vollkommen Recht und traf Anstalten, die begangenen Fehler auszugleichen. Er beschloß die Verbindung zwischen beiden Ufern am nächsten Punkte, an der Brücke von Elchingen, herzustellen. Man hätte bis Günzburg zurückmarschiren, dort über die Donau gehen und die verstärkte Division Dupont bis Ulm

zurückführen können. Dadurch würden die Oesterreicher aber Zeit zur Flucht bekommen haben. Es war besser, am 14. mit Tagesanbruch die Brücke von Elchingen herzustellen und sich in hinreichender Zahl auf das andere Ufer zu begeben, während Dupont angewiesen war, über Langenau und Albeck sich Ulm wieder zu nähern.

In diesem Sinne gab Napoleon seine Befehle für den 14. Der Marschall Soult hatte sich nach dem äußersten Endpunkte der Illerlinie gegen Memmingen hin begeben, der General Marmont rückte an die Iller vor, um die Verbindung zu unterhalten. Lannes, Ney und Murat, die vor Ulm standen, sollten beide Donauufer besetzen, um der Division Dupont die Hand zu reichen. Zu diesem Zwecke mußte man aber die Brücke von Elchingen wiederherstellen. Dieser ehrenvolle Auftrag wurde Ney zugewiesen.

Der unerschrockene Marschall konnte sich noch immer nicht über einige unschickliche Worte trösten, die Murat bei ihrem letzten Streite an ihn gerichtet hatte. Murat, durch lange Vorstellungen ungeduldig gemacht, hatte ihm gesagt, er verstehe von allen den Plänen nichts, die er ihm auseinander setze, seine Gewohnheit sei, seine Entwürfe im Angesicht des Feindes zu machen. Eine solche Antwort schickte sich nur für einen Mann der That einem leeren Schwätzer gegenüber. Am 14. nun nahm Ney seine Rache, indem er zu Pferde, in großer Uniform, mit allen seinen Orden geschmückt, Murat beim Arme ergriff, ihn lebhaft schüttelte und vor dem ganzen Generalstabe und dem Kaiser selbst sagte: „Kommen Sie, Fürst, und machen Sie mit mir Ihre Pläne im Angesicht des Feindes.“ Dann galoppirte er nach dem Ufer der Donau, sprengte unter einem Hagel von Kugeln und Kartätschen bis an den Leib seines Pferdes in das Wasser, um in dieser

Stellung die gefährliche Operation zu leiten, mit der er beauftragt war.

Man mußte die Brücke wiederherstellen, von der blos die Pfeiler noch da waren, den Uebergang erzwingen, über eine kleine Wiese marschiren, die zwischen der Donau und dem Fuße der Höhen lag, und endlich Dorf und Kloster Elchingen nehmen, die amphitheatralisch in die Höhe stiegen und von 20,000 Mann und einer furchtbaren Artillerie besetzt waren.

Der Marschall Ney, den alle Hindernisse nicht schreckten, befahl dem Kapitain Coisel und einem Sappeur, die erste Planke auf die Pfeiler zu legen, um die Brücke unter dem Feuer der Oesterreicher herzustellen. Dem braven Sappeur riß eine Kugel das Bein weg, aber auf der Stelle ersetzte ihn ein andrer. Nachdem das erste Brückenjoch belegt war, ging man an die folgenden und gelangte so bis zum letzten, obgleich geschickte Schützen von dem andern Ufer aus ein mörderisches Feuer auf die Arbeiter unterhielten. Auf der Stelle, ehe noch die Planken gehörig befestigt waren, gingen die Voltigeure des 6. leichten Regiments, die Grenadiere des 39sten und eine Kompagnie Karabiniere auf das andre Ufer, zerstreuten die Oesterreicher und gewannen so viel Terrain, daß die Division Loison ihnen zu Hülfe kommen konnte.

Der Marschall Ney ließ nun das 39. und das 6. leichte Regiment übergehen. Der General Villatte sollte mit dem 39. die Oesterreicher von der Wiese vertreiben, er selbst wollte mit dem 6. leichten Regiment das Kloster nehmen. Das 39. wurde aber beim Uebergang über die Brücke durch die französische Reiterei, die mit Ungestüm vorwärts ging, in Unordnung gebracht und konnte nicht ganz übersetzen. Blos das

erste Bataillon dieses Regiments vermochte den erhaltenen Befehl auszuführen. Es hatte Angriffe der feindlichen Reiterei und mehrerer Bataillone Fußvolks auszustehen und wurde nach einem hartnäckigen Widerstande bis zur Brücke zurückgetrieben. Bald kam ihm aber sein zweites Bataillon nebst dem 69. und 76. Linieninfanterieregimente zu Hülfe und nun gewann es das verlorene Terrain wieder, kam in den Besitz der ganzen Wiese zur Rechten und zwang die Oesterreicher zum Rückzuge auf die Höhen. Während dieser Zeit erstieg Ney an der Spitze des 6. Regiments die gewundenen Straßen des Dorfes Elchingen unter einem furchtbaren Feuer aus den von Infanterie besetzten Häusern. Er entriß den Oesterreichern das Dorf, ein Haus nach dem andern und nahm auch das Kloster, das auf dem Gipfel der Höhe liegt. An diesem Punkte angelangt hatte er eine wellenförmige, mit Gehölz übersäete Ebene vor sich, dieselbe, auf der Dupont am 11. gekämpft hatte. Diese Hochebene erstreckt sich bis zum Michelsberg. Ney wollte sich hier festsetzen, um bei einem neuen Angriffe der Feinde nicht in die Donau gedrängt zu werden. Ein größeres Gehölz reichte bis zum Rande der Höhe und schloß sich an Kloster und Dorf an. Ney wollte sich desselben bemächtigen, um seinen linken Flügel darauf zu stützen, eine Schwenkung um denselben machen und seinen rechten Flügel vorwärts führen. Das 69. Linienregiment drang in dieses Gehölz trotz eines lebhaften Gewehrfeuers ein. Während man auf dieser Seite mit Wuth kämpfte, hatte der Rest des österreichischen Korps mehrere Vierecke, jedes 2—3000 Mann stark, gebildet. Ney ließ sie durch die Dragoner angreifen, die der Infanterie gefolgt waren. Das 18. Dragonerregiment machte auf eins derselben einen so kräftigen Angriff, daß es gesprengt wurde und die Waffen strecken mußte.

Bei diesem Anblick zogen sich die Oesterreicher eilig zurück, zuerst nach Haslach, dann nach dem Michelsberg.

Unterdessen war General Dupont auf seinem Marsche von Langenau nach Albeck auf das Korps des Generals Werneck gestoßen, das zu den Abtheilungen gehörte, die am Abend vorher von Ulm ausgezogen waren, um am linken Ufer Streifparteien vorzuschieben und einen Rückzugsweg zu suchen. Als Werneck in seinem Rücken Geschützfeuer hörte, kehrte er um und suchte den Michelsberg über Albeck zu erreichen. Er traf dort in dem Augenblicke ein, als die Division Dupont sich eben dorthin begab und Ney die Höhen von Elchingen nahm. Auf diesem Punkte entspann sich nun ein neuer Kampf zwischen dem General Werneck, der Ulm wieder zu erreichen suchte, und dem General Dupont, der ihn daran verhindern wollte. Das 32. und 9. Regiment warfen sich in geschlossener Kolonne auf das Fußvolk der Oesterreicher und trieben es zurück, während das 96., in ein Viereck aufgestellt, die Angriffe der feindlichen Reiterei abwies. Die anbrechende Nacht machte den Kämpfen ein Ende, die entschieden glücklich gewesen waren, da der Marschall Ney das linke Ufer erobert und Dupont dem General Werneck die Rückkehr nach Ulm abgeschnitten hatte. Man hatte 3000 Gefangene gemacht und viele Geschütze genommen. Noch mehr fiel ins Gewicht, daß die Oesterreicher definitiv in Ulm eingeschlossen waren und zwar ohne Hoffnung auf Rettung, wenn sie selbst die glücklichste Inspiration gehabt hätten.

Während diese Ereignisse an dem linken Ufer stattfanden, hatte sich Lannes auf dem rechten Ufer Ulm genähert, war General Marmont gegen die Iller vorgedrungen, hatte Marschall Soult Memmingen genommen. Man arbeitete noch an der Verpallisadirung dieser Stadt, als der Marschall

Soult ankam. Er drang rasch ein und zwang den General Spangen mit 5000 Mann, seiner ganzen Artillerie und vielen Pferden die Waffen zu strecken. Als General Jellachich mit seiner Division zu spät ankam, um noch Hülfe zu bringen und sich einem Korps von 30,000 Mann gegenüber sah, zog er sich zurück, aber nicht auf Ulm, das er nicht mehr erreichen zu können fürchtete, sondern auf Kempten und Tyrol. Der Marschall wandte sich auf der Stelle gegen Ochsenhausen, um die Einschließung von Ulm zu vollenden.

So war die Lage der Dinge am Abend des 14. Oktbrs. Nach dem Abmarsch des Generals Jellachich und den verschiedenen Kämpfen, die stattgefunden hatten, verfügte Mack noch über 50,000 Mann, wovon man noch Wernecks Korps abziehen muß. Der unglückliche General befand sich in einer verzweifelten Lage. Es blieb ihm weiter nichts mehr übrig, als sich mit dem Degen in der Hand auf einen der Punkte des eisernen Kreises zu stürzen, der ihn umschloß, um zu sterben, oder sich einen Ausgang zu eröffnen. Am wenigsten mißlich war, wenn er Ney und Dupont angriff. Gewiß wäre er geschlagen worden, denn Lannes und Murat eilten unstreitig zur Hülfe herbei und einer solchen Vereinigung von Streitkräften konnten die entmuthigten Oesterreicher nicht widerstehen. Dann wäre aber die Ehre der Waffen gerettet gewesen und nächst dem Siege ist das das Höchste, was man erstreben kann. Aber der General Mack beharrte auf seinem Entschlusse, sich in Ulm zu konzentriren und die ankommenden Russen dort zu erwarten. Der Fürst von Schwarzenberg und der Erzherzog Ferdinand griffen ihn darüber heftig an. Der General Mack zeigte die Vollmachten des Kreises vor, die ihm im Fall eines Zwistes die höchste Gewalt beilegten. Dies war freilich genug, ihm alle Verantwortlichkeit aufzubürden,

aber nicht genug, ihm Gehorsam zu verschaffen. Der Erzherzog Ferdinand benutzte seine weniger abhängige Stellung, um sich den Befehlen seines Oberbefehlshabers zu entziehen. Sobald die Nacht angebrochen war, verließ er Ulm mit 6—7000 Pferden und einem Korps Fußvolk, um sich mit dem General Werneck zu vereinigen und durch die Oberpfalz den Rückzug nach Böhmen zu nehmen. Er beraubte den General Mack einer Streitmacht von 20,000 Mann und ließ ihn in Ulm mit blos 30,000 zurück, von allen Seiten umschlossen und bald gezwungen, die Waffen auf die schimpflichste Weise zu strecken.

Man hat fälschlich behauptet, daß der Abmarsch des Erzherzogs die Möglichkeit, Ulm zu verlassen, beweise. Einmal ist es in jeder Hinsicht unwahrscheinlich, daß das ganze Heer mit seiner Artillerie und seinem Material auf dieselbe Weise hätte entkommen können, wie eine Abtheilung, die meistens aus Reiterei bestand. Dann beweist auch der Unfall, der wenige Tage später dem Erzherzog Ferdinand widerfuhr, daß die ganze Armee auf der Flucht ihren Untergang gefunden haben würde. Der große Fehler lag darin, daß man sich trennte. Man mußte entweder in Gemeinschaft bleiben, oder in Gemeinschaft abmarschiren; bleiben um an der Spitze von 70,000 Mann auf das Aeußerste zu kämpfen; abmarschiren, um sich mit diesen 70,000 Mann auf einen Punkt der Einschließungslinie zu stürzen und den Tod zu finden oder einen Erfolg, wie ihn das Glück zuweilen der Verzweiflung schenkt. Aber daß man sich trennte, daß Jellachich nach Tyrol flüchtete, Erzherzog Ferdinand nach Böhmen, während Mack in Ulm blieb, um eine Kapitulation zu unterzeichnen, war das Traurigste, was man nur thun konnte. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß in solchen Lagen die niedergeschlagene menschliche Seele gewöhnlich den unrichtigsten Entschluß faßt. Um

gerecht zu sein, müssen wir hinzufügen, daß der General Mack später fortwährend behauptet hat, dieser Trennung der Streitkräfte mit Entschiedenheit entgegen gewesen zu sein.

Napoleon hatte die Nacht vom 14. auf den 15. im Kloster Elchingen zugebracht. Am 15. Morgens beschloß er dem Kampfe ein Ende zu machen und gab Marschall Ney den Befehl, die Höhen des Michelsberges zu nehmen. Diese Höhen liegen vor Ulm, wenn man vom linken Ufer kommt, und beherrschen die Stadt, die am Fuße der Höhen hart am Ufer der Donau liegt. Lannes war mit seiner Abtheilung über die Brücke von Elchingen gegangen und flankirte Ney's Angriff. Er sollte den Frauenberg nehmen, der an den Michelsberg angrenzt.

Napoleon befand sich auf dem Schlachtfelde, Lannes zu seiner Seite und beobachtete auf der einen Seite die Stellung, die Ney angreifen sollte, auf der andern die Stadt Ulm, die im Hintergrunde lag. Plötzlich demaskirte sich eine Batterie der Oesterreicher und beschoß die Gruppe mit Kartätschen. Lannes ergriff die Zügel von Napoleons Pferde, um den Kaiser aus diesem mörderischen Feuer zu entfernen. Napoleon, der das Feuer ebenso wenig aufsuchte als vermied und sich ihm nur so weit näherte, als nöthig war, um die Dinge mit eigenen Augen beurtheilen zu können, Napoleon nahm einen weniger gefährlichen Platz ein. Indessen setzt Ney seine Kolonnen in Bewegung, erklimmt die Höhen des Michelsberges und nimmt sie mit dem Bajonnet. Napoleon fürchtete, daß Ney zu rasch vorgehe und wollte den Angriff mäßigen, damit Lannes Zeit erhalte, den Frauenberg anzugreifen und so die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen. „Der Ruhm läßt sich nicht theilen,“ antwortet Ney dem General Dumas, der ihm den Befehl bringt, auf Lannes' Angriff zu warten und

setzt seinen Marsch fort, überwindet alle Hindernisse und gelangt mit seinem Korps auf die andere Seite der Höhen, wo er über der Stadt Ulm steht. Lannes nimmt seinerseits den Frauenberg und nun steigen Beide von den Höhen, um sich der Seite des Platzes zu nähern. In der Hitze des Gefechtes ersteigt das 17. Regiment unter den Befehlen des Obrist Vedel, die dem Flusse nächstgelegene Bastion und setzt sich darin fest. Aber die Oesterreicher bemerken die blosgestellte Lage dieses Regiments, werfen es zurück und nehmen ihm einige Gefangene.

Napoleon glaubte den Kampf unterbrechen zu müssen und wollte den Platz erst am folgenden Tage zur Ergebung auffordern oder mit Sturm nehmen, wenn Widerstand geleistet würde. Während dieses Tages hatte Dupont Werneck aufs Neue angegriffen, um ihn zu verhindern, sich in Ulm zu werfen. Napoleon konnte sich nicht erklären, was hier vorgehe, da er von dem Entkommen eines Theiles der feindlichen Armee nicht unterrichtet war, und schickte daher Murat ab, um Nachrichten einzuziehen. Es wurde ihm nun bald klar, daß mehrere Detachements aus Ulm entkommen sein müßten. Auf der Stelle beauftragte er Murat mit der Reserve der Reiterei, mit der Division Dupont und Oudinots Grenadieren, die entflohenen Feinde auf das Eifrigste zu verfolgen. Am andern Tage ließ er einige Bomben in die Stadt werfen und gab einem der Offiziere des Generalstabes, Segur, den Befehl, sich zu Mack zu begeben und ihn zur Uebergabe aufzufordern. Da Segur in der Dunkelheit und im schlechtesten Wetter abging, so hatte er die größte Mühe in den Platz zu gelangen. Er wurde mit verbundenen Augen vor den General geführt, der seine Aengstlichkeit möglichst zu verheimlichen strebte, seine Ueberraschung und seinen Schmerz aber nicht ganz unterdrücken

konnte, als er das ganze Unglück vor sich sah. Er kannte den Umfang desselben nicht vollkommen, denn er wußte noch nicht, daß mehr denn 100,000 Franzosen ihn umringten, daß 60,000 Andere die Innlinie besetzt hielten, daß die Russen dagegen weit entfernt waren und der Erzherzog Karl, vom Marschall Massena an der Etsch zurückgehalten, nicht zu Hülfe kommen konnte. Jede dieser Nachrichten, die er Anfangs nicht glauben wollte, aber bald als wahr erkannte, zerriß sein Herz. Nachdem er sich gegen den Vorschlag zu kapituliren lange gesträubt hatte, ging er endlich darauf ein, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm acht Tage Zeit lasse, die Russen zu erwarten. Er sei bereit, sich zu ergeben, sagte er, wenn die Russen in dieser Frist nicht erschienen. Segur hatte Befehl, ihm blos 5 höchstens 6 Tage zu bewilligen. Wenn er sich weigerte, so sollte er ihm mit einem Sturm und mit der härtesten Behandlung der unter seinem Befehl stehenden Truppen drohen.

Der unglückliche General suchte seine Ehre, die jetzt bereits verloren war, darin, statt 6 Tage 8 zu erhalten. Segur zog sich zurück, um dem Kaiser seine Antwort zu überbringen. Die Unterhandlungen dauerten fort und endlich kam Berthier mit Mack über folgende Bedingungen überein. Wenn bis zum 25. Oktober vor 12 Uhr in der Nacht kein österreichisches oder russisches Korps erschien, das im Stande war Ulm zu entsetzen, so sollte die österreichische Armee die Waffen strecken, sich kriegsgefangen geben und nach Frankreich geführt werden. Die österreichischen Offiziere durften nach Oesterreich zurückkehren, unter der Bedingung, gegen Frankreich nicht mehr zu dienen. Pferde, Waffen, Munition, Fahnen, Alles sollte der französischen Armee anheimfallen.

Der Vertrag wurde am 19. Oktober abgeschlossen, aber

vom 17. datirt, wodurch Mack anscheinend die verlangten acht Tage erhielt. Als der Unglückliche im Generalquartier des Kaisers erschien, wo man ihn mit den größten Rücksichten aufnahm, versicherte er wiederholt, daß er das Unglück seiner Armee nicht verschulde, denn er habe sich in Ulm auf Befehl des Hofkriegsraths aufgestellt und die spätere Trennung seiner Truppen sei wider seinen Willen geschehen.

Diese Kapitulation war ein neuer Vertrag von Alessandria, wie man sieht, jedoch ohne das furchtbare Blutbad von Marengo.

Während dieser Zeit machte Murat seinen neulichen Fehler wieder gut, indem er die Oesterreicher mit wunderbarer Schnelligkeit verfolgte. Er verfolgte den General Werneck und den Erzherzog Ferdinand auf das Aeußerste und schwor, daß nicht ein einziger Oesterreicher entkommen solle. Am Abend des 16. Oktobers lieferte er dem General Werneck bei Neerenstetten ein Nachtrabsgefecht und nahm ihm 2000 Gefangene ab. Am 17. marschirte er auf Heidenheim und suchte den Feind mit seiner Reiterei zu überflügeln. Der General Werneck und der Erzherzog Ferdinand, die sich jetzt vereinigt hatten, zogen sich gemeinschaftlich zurück. In der Nacht erreichte man Neresheim zugleich mit Wernecks Nachtrabe. Man brachte ihn in Unordnung und zwang ihn, sich in den Wäldern zu zerstreuen. Am 18. folgte Murat dem Feinde nach Nördlingen, wobei das Regiment Stuart umzingelt wurde und sich ergeben mußte. Da General Werneck sich von allen Seiten umringt sah und mit seiner ermüdeten Infanterie nicht mehr vorwärts konnte, so erbot er sich zu kapituliren. Die Kapitulation wurde angenommen und der General legte mit 8000 Mann die Waffen nieder. Drei österreichische Generale wollten trotz der Kapitulation mit einem Theile der Rei-

terei entfliehen. Murat schickte ihnen einen Offizier nach, um sie an ihre Verpflichtung zu erinnern. Sie hörten aber nicht auf ihn und suchten ihre Vereinigung mit dem Erzherzog Ferdinand herzustellen. Murat gelobte, sie für ihren Treubruch zu bestrafen und ließ am andern Tage noch schärfer verfolgen. In der Nacht bemächtigte man sich des großen Parks, der aus 500 Wagen bestand.

Die Straße bot ein unbeschreibliches Schauspiel dar. Die Oesterreicher hatten sich auf unsere Verbindungslinien geworfen, unsere Nachzügler gefangen gemacht, viele unserer Wagen und einen Theil der Kriegskasse genommen. Man nahm ihnen das Alles wieder ab und dazu ihr Geschütz, ihre Wagen und ihre Kriegskasse. Man sah Soldaten und Beamte beider Heere in Unordnung fliehen, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten und wer der Sieger, wer der Besiegte sei. Die Landleute der Oberpfalz schlichen den Fliehenden nach, plünderten sie und schnitten der österreichischen Artillerie die Stränge ab, um sich der Pferde zu bemächtigen. Im Verlaufe seiner Verfolgung gelangte Murat am 19. an die preußische Grenze. Ein preußischer Offizier wollte die Neutralität des Landes geltend machen, da doch den Oesterreichern der Durchmarsch gestattet worden war. Murat drang statt aller Antwort mit Gewalt in Gunzenhausen ein und verfolgte den Erzherzog bis über den Ort hinaus. Am 20. kam er bis jenseits Nürnberg. Der Feind fühlte seine Kräfte schwinden und hielt Stand. Zwischen der Reiterei beider Theile entspann sich ein Gefecht. Nach zahlreichen Angriffen zerstreuten sich die Schwadronen des Erzherzogs und streckten größtentheils die Waffen. Einige Infanterie, die noch übrig war, ergab sich ebenfalls. Der Erzherzog hatte einem Unteroffizier, der ihm sein Pferd gab, zu verdanken, daß er sich

retten konnte. Er gewann mit 2000 — 3000 Pferden die Straße nach Böhmen.

Murat glaubte die Verfolgung abbrechen zu müssen. Er war vier Tage ohne zu ruhen marschirt und hatte täglich mehr als zehn Stunden zurückgelegt; seine Truppen erlagen fast den Anstrengungen. Ging er weiter als bis Nürnberg, so entfernte er sich aus dem Operationskreise des Heeres. Ueberdies waren die schwachen Truppenreste des Feindes keiner Verfolgung mehr werth. Murat hatte im Ganzen 12,000 Gefangene gemacht, 120 Geschütze, 500 Wagen, 11 Fahnen und die Kriegskasse erbeutet. Er hatte mithin einen reichlichen Antheil an dem Ruhme dieses unsterblichen Feldzuges.

Der Plan Napoleons war vollkommen gelungen. Es war jetzt der 20. Oktober und man hatte in 20 Tagen ohne eine eigentliche Schlacht, blos durch Märsche und einige Gefechte, ein Heer von 80,000 Mann vernichtet. Entkommen waren blos Kienmayer mit 12,000 Mann, Jellachich mit 5—6000 und der Erzherzog Karl mit 2—3000 Pferden. Man hatte ungefähr 30,000 Gefangene gemacht und bekam noch die 30,000 in Ulm eingeschlossenen Oesterreicher. So hatte man im Ganzen 60,000 Mann gefangen genommen, dazu 200 Geschütze erobert, 4 — 5000 Pferde, die unsrer Reiterei sehr gelegen kamen, das ganze Material des österreichischen Heeres und 80 Fahnen. Das französische Heer hatte in Folge der angestrengten Märsche einige Tausend Kranke und der übrige Verlust belief sich höchstens auf 2000 Mann.

Da Napoleon in Beziehung auf die Russen beruhigt war, so blieb er gern einige Tage vor Ulm stehen, damit seine Soldaten sich erholen und hauptsächlich wieder zu den Regimentern stoßen konnten, denn die letztern Operationen waren

so rasch vor sich gegangen, daß ein Theil der Truppen zurückgeblieben war. — „Unser Kaiser,“ sagten sie, „hat eine neue Art gefunden, den Krieg zu führen; er schlägt die Feinde mit unsern Beinen statt mit unsern Armen.“

Länger als fünf Tage wollte Napoleon jedoch nicht warten und es lag ihm viel daran, die drei bis 4 Tage zu gewinnen, die er nach der Kapitulation noch warten mußte. Er ließ den General Mack kommen, goß einigen Trost in sein Herz und erhielt eine neue Konzession, nämlich, daß Ulm am 20. übergeben werden sollte unter der Bedingung, daß Ney bis zum 25. in dem Platze stehen blieb. Der General Mack glaubte seine letzte Pflicht erfüllt zu haben, wenn er bewirkte, daß ein französisches Korps bis zum achten Tage unthätig blieb. Uebrigens vermochte er in seiner Lage sehr wenig. Er willigte daher ein, den Platz am andern Tage zu verlassen.

Am 20. Oktober 1805 sah Napoleon das österreichische Heer vor sich vorbeiziehen. Er befand sich auf einer kleinen Anhöhe, hinter ihm, auf den Abhängen der Berge, stand sein Fußvolk in einem Halbkreise, gegenüber entfaltete sich die Reiterei in einer langen Linie. Die Oesterreicher defilirten paarweise und legten ihre Waffen beim Eintritt in diese Art von Amphitheater nieder. Man hatte ein großes Bivouakfeuer angezündet, neben dem Napoleon stand. Der General Mack erschien zuerst und übergab seinen Degen mit den schmerzlichen Worten: „Hier ist der unglückliche Mack!“ Napoleon empfing ihn und seine Offiziere mit der größten Freundlichkeit und ließ sie an seiner Seite Platz nehmen. Die Soldaten warfen ihre Gewehre mit einer für sie ehrenvollen Entrüstung weg und wurden diesen Gefühlen nur durch die Neugier entrissen, die sie bei ihrer Annäherung an Napoleon ergriff. Alle

verschlangen den furchtbaren Mann mit den Augen, der sie seit zehn Jahren so oft besiegt hatte. Napoleon unterhielt sich mit den österreichischen Offizieren und sagte ihnen laut genug, um von Allen verstanden zu werden: „Ich weiß nicht, weshalb wir uns bekriegen. Mein Wille war es nicht, ich dachte nur an den Krieg mit England, als Ihr Herr mich herausforderte. Sie sehen mein Heer; ich habe in Deutschland 200,000 Mann und Ihre Gefangenen werden 200,000 Andere sehen, die durch Frankreich marschiren, um den Ersten zu Hülfe zu kommen. Sie wissen selbst, daß ich mit einer geringern Macht zu siegen verstehe. Ihr Herr muß an den Frieden denken, denn sonst könnte das Haus Habsburg leicht fallen. Ich wünsche keine neuen Staaten auf dem Kontinente, mein Verlangen geht nach Schiffen, Kolonien, einem ausgedehnten Handel, und dieser Ehrgeiz ist Ihnen ebenso nützlich als mir." — Die Offiziere hörten diese Worte schweigend an. Napoleon unterhielt sich darauf mit den bekanntesten der österreichischen Generale und wohnte dem außerordentlichen Schauspiele fünf Stunden lang bei. 27,000 Mann zogen bei ihm vorbei, in Ulm lagen noch 2—3000 Verwundete. Nach seiner Gewohnheit richtete Napoleon am folgenden Tage an seine Soldaten eine Proklamation. Diese lautete wie folgt:

Hauptquartier Elchingen, am 29. Vendemiaire
des Jahres XIV. (21. Oktober 1805.)

„Soldaten der großen Armee!

„In vierzehn Tagen haben wir einen Feldzug beendigt; „was wir beschlossen hatten, ist ausgeführt. Wir haben die „Truppen des Hauses Oesterreich aus Baiern vertrieben und „unsern Verbündeten in seine Staaten wieder eingesetzt. Dieses „Heer, das sich so prahlerisch und unvorsichtig an unsern „Grenzen aufstellte, ist vernichtet. Aber was kümmert das

„England? Sein Zweck ist erreicht, wir sind nicht mehr in „Boulogne.

„Von den 100,000 Mann, die diese Armee bildeten, „sind 60,000 unsere Gefangene; sie werden unsere Konskri„birten bei den Feldarbeiten ersetzen. 200 Geschütze, 90 „Fahnen, alle Generale sind in unserer Gewalt; von den „Feinden haben blos 15,000 sich retten können. Soldaten, „ich hatte euch eine große Schlacht angekündigt, aber, Dank „sei es den schlechten Kombinationen des Feindes, ich konnte „dasselbe Resultat erlangen, ohne euch zu sehr auszusetzen, „und, was in der Geschichte der Nationen beispiellos ist, ein „so herrlicher Erfolg schwächt uns blos um 1500 Mann.

„Soldaten, dieses Resultat ist die Folge eures schran„kenlosen Zutrauens zu eurem Kaiser, eures seltenen Muthes „und der Geduld, womit ihr Mühen und Entbehrungen aller „Art ertrugt.

„Aber wir werden uns damit nicht begnügen; ihr seid „ungeduldig, einen zweiten Feldzug zu beginnen. Diese russi„sche Armee, die das englische Gold von den Endpunkten der „Welt herbeigezogen hat, muß ebenfalls vernichtet werden.

„Bei diesem neuen Kampfe ist hauptsächlich die Ehre „des Fußvolks betheiligt. Jetzt muß zum zweiten Male die „Frage entschieden werden, die schon in der Schweiz und in „Holland erledigt wurde, ob das französische Fußvolk das „erste oder das zweite in Europa ist. Es giebt da keine Ge„nerale, gegen die ich Ehre gewinnen könnte; meine ganze „Sorge wird darauf gerichtet sein, den Sieg mit so wenig „Blutverlust als möglich zu erringen. Meine Soldaten sind „meine Kinder."

Am Tage nach der Uebergabe von Ulm begab sich Napoleon nach Augsburg, um den Inn vor den Russen zu er-

reichen, nach Wien zu marschiren und so die vier gegen sein Reich gerichteten Angriffe durch die Besetzung der österreichischen Hauptstadt zu vereiteln.

Daß wir doch nicht genöthigt wären, auf die Darstellung der glücklichsten Ereignisse einen Bericht der traurigsten Art unmittelbar folgen lassen zu müssen! Während derselben Tage des Monats Oktober, die für Frankreich auf immer ruhmwürdig sind, traf unsere Flotten der härteste Schlag. Die Geschichte, deren Aufgabe es ist, die Triumphe und die Niederlagen der Nationen wechselsweise zu erzählen und die wißbegierigen Nachkommen dieselben Gefühle der Freude und des Schmerzes empfinden zu lassen, welche die frühern Generationen bewegten, deren Leben sie darstellt, die Geschichte muß nach den wunderbaren Thaten von Ulm die furchtbare Szene der Zerstörung schildern, die zu derselben Zeit an der spanischen Küste im Angesicht des Kaps Trafalgar stattfand.

Als der unglückliche Villeneuve von Ferrol auslief, wollte er nach dem Kanal segeln, um zu den großen Zwecken des Kaisers mitzuwirken; aber ein unwiderstehliches Gefühl führte ihn nach Kadix zurück. Die Nachricht von der Vereinigung Nelsons mit den Admiralen Chalder und Cornwallis erfüllte ihn mit einer Art von Entsetzen. In gewisser Beziehung war diese Nachricht wahr, da Nelson bei seiner Rückkehr nach England den Admiral Cornwallis vor Brest besucht hatte, aber in der Hauptsache war sie falsch, denn Nelson war vor Brest nicht geblieben, sondern nach Portsmouth gesegelt. Der Admiral Chalder war allein nach Ferrol zurückgekehrt und dort erst nach dem Auslaufen Villeneuves erschienen. So segelten diese Befehlshaber einer dem andern vergebens nach, wie es auf dem ungeheuern Raume der Meere so häufig geschieht, und wäre Villeneuve fest geblieben, so hätte er vor

Brest blos Cornwallis ohne Nelson und Chalder gefunden. Er ließ sich die schönste Gelegenheit entschlüpfen; doch kann man nicht sagen, welches das Resultat dieser außerordentlichen Unternehmung gewesen wäre, wenn Napoleon vor den Thoren von London gestanden hätte, während die österreichischen Heere am Rheine erschienen. Vielleicht hätte die Schnelligkeit, mit der er seine Schläge zu führen wußte, die Entscheidung gebracht, wenn anders 40 Tage, d. h. die Zeit vom 20. August bis zum 30. September, hinreichend gewesen wären, um England zu unterjochen.

Als Villeneuve Ferrol verließ, wagte er dem General Lauriston nicht zu sagen, daß er nach Kadix segele. Als er jedoch auf dem Meere war, verhehlte er ihm die Unruhe nicht länger, die ihn bestimmte, sich vom Kanal nach dem äußersten Endpunkte der Halbinsel zu entfernen. Auf die lebhaften Vorstellungen des Generals Lauriston kam er für kurze Zeit zu dem Entschlusse zurück, nach dem Kanal zu segeln, und ließ nordöstlich steuern. Da aber ein widriger Wind, der direkt aus Nordosten wehte, anhielt, so beschloß er definitiv nach Kadix zu gehen, obgleich er Napoleons Zorn zu erregen fürchten mußte. Am 20. August erschien er im Angesicht von Kadix. Diesen Hafen blokirte gewöhnlich ein englisches Geschwader von geringer Stärke. Villeneuve konnte mit seinen vereinigten Flotten dieses Geschwader nehmen, wenn es sich zeigte. Aber immer von derselben Furcht verfolgt, schickte er einige Schiffe voraus, um sich zu überzeugen, ob vor Kadix nicht etwa eine feindliche Streitmacht liege, warnte auf diese Weise die englischen Kreuzer und gab ihnen Zeit, die Flucht zu ergreifen. Als der Admiral Ganteaume im Jahre 1801 den Zweck seiner Expedition nach Aegypten verfehlte, da nahm er wenigstens den Swiftur; Villeneuve

hatte nicht einmal den schwachen Trost, als Entschädigung für seine unnütze Fahrt mit einigen feindlichen Schiffen in Kadix einzulaufen.

Er fürchtete von Seiten Napoleons einen heftigen Ausbruch des Zorns und brachte einige Tage in völliger Verzweiflung zu. Er täuschte sich nicht. Daß er bei seinem Auslaufen aus Ferrol eine verschiedene Sprache geführt hatte, hielt Napoleon für Doppelzüngigkeit, daß er die Rückkehr der Flotte nach Kadix Lallemand nicht angezeigt hatte, erschien ihm als Verrath, da der Letztere dadurch der Gefahr ausgesetzt wurde, vor Brest allein zu erscheinen. Hauptsächlich gab er aber Villeneuve das Mißlingen seines größten Planes schuld, gab ihm deshalb die schimpflichsten Namen und nannte ihn sogar einen Feigling und Verräther. Villeneuve war Keines von Beiden. Er war ein tapferer Soldat und ein guter Bürger; aber die Unerfahrenheit der französischen Seeleute, die Mangelhaftigkeit des Materials, die gänzliche Zerrüttung der spanischen Marine entmuthigten ihn so sehr, daß er eine gänzliche Niederlage voraussah. Er sah nicht genug ein, was Napoleon von ihm verlange, nämlich nicht zu siegen, sondern sich schlagen zu lassen, wenn nur der Kanal frei werde. Hatte er diese furchtbare Bestimmung vielleicht auch verstanden, so besaß er doch nicht so viel Resignation, sich ihr zu unterwerfen. Man wird bald sehen, daß er dasselbe Opfer doch bringen mußte, aber ohne damit ein so glänzendes Resultat zu erreichen.

Bei dem Strome von Begebenheiten, der ihn umwogte, verlor Napoleon den Admiral Villeneuve bald aus dem Gesicht. Ehe er indessen nach den Ufern der Donau abreiste, warf er einen letzten Blick auf seine Marine und überlegte, wie er sie verwenden könne. Er befahl, die Flotte in Brest

in mehrere Geschwader aufzulösen, ganz nach dem Plane von Decrés, welcher darin bestand, vor der Hand jede große Seeschlacht zu vermeiden und bis zur bessern Ausbildung unsrer Marine kleine Expeditionen zu unternehmen, die den Engländern schwer erreichbar waren, ihrem Handel sehr schaden mußten und zur Ausbildung unsrer Seeleute viel beitrugen. Außerdem war es sein Zweck, dem schwachen Heere unter Saint-Cyr die Unterstützung der Flotte von Kadix und der auf ihr befindlichen Landungstruppen zu verschaffen. Er berechnete, daß diese Flotte, die nach ihrer Vereinigung mit der Division von Karthagena 46 Linienschiffe zählte, eine Zeitlang das Mittelmeer beherrschen, die schwachen englischen Geschwader verjagen und dem General Saint-Cyr die wichtigste Hülfe leisten würde. Er befahl ihr daher, Kadix zu verlassen, in das Mittelmeer einzulaufen, die Division von Karthagena an sich zu ziehen und nach Tarent zu segeln. Wären die Engländer vor Kadix erschienen, so sollte Villeneuve, wenn er den Vortheil der Zahl für sich hätte, sich nicht einschließen lassen, da es besser war, geschlagen zu werden, als sich durch ein schwaches Benehmen zu entehren.

Der Admiral Decrés meldete Villeneuve alle Worte des Kaisers nicht, aber er zählte ihm, mit Weglassung der beschimpfenden Ausdrücke, alle die Vorwürfe auf, denen er sich durch sein Benehmen ausgesetzt habe und verschwieg ihm nicht, daß er große Dinge ausführen müsse, wenn er die Achtung des Kaisers wiedergewinnen wolle.

Indem er ihn von seiner neuen Bestimmung unterrichtete, befahl er ihm unter Segel zu gehen und Karthagena, Neapel und Tarent der Reihe nach zu berühren und die erhaltenen Weisungen auszuführen. Er meldete ihm, der Kaiser wolle, daß die französische Marine nie den Kampf ausschlage,

sobald die Engländer an Zahl schwächer seien. Darauf beschränkte er sich und verschwieg sowohl die ganze Wahrheit, wie auch den Umstand, daß der Kaiser lange auf einer großen Seeschlacht bestanden habe, obgleich dieselbe jetzt unnütz geworden war. So trug Jeder zu der großen Niederlage bei, Napoleon durch seinen Zorn, Decrés durch seine Zurückhaltung, Villeneuve durch seine Verzweiflung.

Vor seiner Abreise nach Straßburg ertheilte Napoleon Decrés einen letzten Befehl, bezüglich auf die Seeoperation. — „Ihr Freund Villeneuve," sagte er, „wird wahrscheinlich zu feig sein, um aus Kadix auszulaufen. Schicken Sie den Admiral Rosily ab, damit er den Oberbefehl über die Flotte übernimmt, wenn dieselbe nicht bereits ausgelaufen ist, und befehlen Sie Villeneuve, daß er nach Paris kommt und mir über sein Benehmen Rechenschaft giebt." — Decrés hatte nicht die Kraft, Villeneuve mit diesem neuen Unglück bekannt zu machen und begnügte sich damit, ihm die Abreise Rosilys anzuzeigen, ohne den Grund anzugeben. Er gab Villeneuve nicht den Rath, unter Segel zu gehen, ehe Rosily ankomme, hoffte aber, daß er dies thun werde. In seinem Schwanken zwischen einem unglücklichen Freunde, dessen Fehler er keineswegs verkannte, und dem Kaiser, dessen Befehl er für unvorsichtig hielt, beging er den sehr häufigen Fehler, die Dinge sich selbst zu überlassen, statt die Verantwortlichkeit der Leitung zu übernehmen.

Als Villeneuve die Briefe des Ministers empfing, errieth er Alles, was Jener ihm nicht sagte und fühlte sich höchst unglücklich, wie dies nicht anders sein konnte. Was ihn am schmerzlichsten berührte, war der unverdiente Vorwurf der Feigheit, den er aus den halben Worten seines Freundes und Beschützers herauslas. Er antwortete Decrés: „Die See-

männer aus Paris und den Departements sind ebenso thöricht als unwürdig, wenn sie mich mit Steinen werfen. Sie bereiten sich selbst das harte Urtheil vor, das sie später treffen wird. Mögen sie an Bord der Geschwader kommen und sehen, mit welchen Elementen wir kämpfen sollen. Wenn übrigens der französischen Marine nichts fehlt als Kühnheit, wie man behauptet, so wird der Kaiser bald zufrieden gestellt sein und kann auf glänzende Erfolge rechnen."

Diese bittern Worte enthielten die Andeutung dessen, was bald kommen sollte. Villeneuve traf die Vorbereitungen zu einer neuen Ausfahrt, ließ die Truppen ausschiffen, um ihnen Ruhe zu gewähren, und die Kranken, um sie zu heilen. Mit den ärmlichen Mitteln Spaniens besserte er seine Schiffe aus, verschaffte sich auf drei Monate Lebensmittel und organisirte die verschiedenen Theile seiner Flotte. Auf seinen Rath entledigte sich der Admiral Gravina seiner schlechten Schiffe, indem er sie gegen bessere aus dem Arsenal von Kadix austauschte. Darüber verfloß der ganze Monat September. Die Flotte gewann viel, was das Material betrifft, das Personal blieb dasselbe. Die französischen Mannschaften hatten auf einer beinahe achtmonatlichen Fahrt einige Erfahrung gewonnen, waren ebenso eifrig als gehorsam. Einige der Kapitaine waren ausgezeichnet. Aber unter den Offizieren befand sich eine zu große Anzahl Solcher, die neuerdings die Handelsmarine verlassen hatten und weder Erfahrung, noch militairischen Geist besaßen. Der Unterricht war zu sehr vernachlässigt, namentlich was die Bedienung der Geschütze betrifft. Unsere Matrosen waren damals noch nicht die geschickten Artilleristen, die sie geworden sind, seitdem man diesem Zweige ihrer Erziehung eine größere Sorgfalt geschenkt hat. Ferner

fehlte unsrer Marine ein System der Seetaktik, das der neuen Kampfweise der Engländer angemessen war. Diese stellten sich nicht mehr in zwei Schlachtlinien auf, wie man es früher machte, rückten nicht mehr methodisch vor, indem ein jedes Schiff seine Reihenfolge behauptete und das nächste Fahrzeug der feindlichen Linie angriff, sondern hatten seit Rodney und Nelson die Gewohnheit angenommen, kühn vorwärts zu gehen, und keine andre Reihenfolge anzunehmen, als die aus der verschiedenen Geschwindigkeit der Schiffe hervorging, sich auf die feindliche Flotte zu werfen, sie zu durchbrechen und einen Theil abzuschneiden, um ihn zwischen zwei Feuer zu bringen. Die Erfahrung, die Geschicklichkeit und das Vertrauen ihrer Schiffsmannschaften auf den Erfolg gaben ihnen bei diesen kühnen Unternehmungen stets eine Ueberlegenheit über ihre Feinde, die minder geschickt und erfahren waren, wenn sie auch ebenso viel und vielleicht mehr Muth besaßen. Die Engländer hatten auf dem Meere mithin eine ähnliche Revolution durchgeführt, wie Napoleon auf dem Lande. Nelson, der zu dieser Revolution viel beigetragen hatte, besaß nicht den überlegenen und Alles umfassenden Geist eines Napoleon; weit gefehlt, denn in Dingen, die sein Fach nicht berührten, zeigte er sich sogar beschränkt. Aber seines Faches war er vollkommen Meister, war entschlossen, verständig und besaß in einem hohen Grade alle Eigenschaften für den Angriffskrieg: Thätigkeit, Kühnheit und raschen Ueberblick.

Villeneuve, der Geist und Muth besaß, aber nicht jene Festigkeit, die dem Feldherrn so nöthig ist, wußte recht gut, worin unsere Kampfesweise fehlerhaft war. Er hatte über diesen Gegenstand an Decrès die verständigsten Briefe geschrieben und dieser theilte seine Ansicht, wie alle Seeleute; aber

er hielt es für unmöglich, mitten im Kriege neue Instruktionen auszuarbeiten und seine Kapitaine so vertraut damit zu machen, daß sie dieselben bei der nächsten Schlacht anwenden könnten. Bei der Seeschlacht von Ferrol hatte er indeß den Engländern ein unerwartetes Manövre entgegengesetzt, das Napoleon und Decrés höchlich billigten. Als sich der Admiral Chalder damals in Kolonne auf den Endpunkt seiner Linie warf, um die dort aufgestellten Schiffe abzuschneiden, wußte er sie ihm geschickt zu entziehen. Als aber die Schlacht einmal im Gange war, verstand er nicht mehr zu manövriren, ließ einen Theil seiner Streitkräfte müssig, und als dann eine einfache Vorwärtsbewegung seiner ganzen Linie genügte, um zwei entmastete spanische Schiffe wieder zu nehmen, wagte er diese Bewegung nicht vorzuschreiben. Dennoch zeigte er in dieser Schlacht nach dem Urtheile Napoleons wahres Talent, aber zu wenig Charakter. Später gab er seinen Kapitainen blos die eine Instruktion, den Signalen, die er während der Schlacht geben werde, zu gehorchen, wenn der Stand des Windes zu manövriren gestatte, wenn dies aber nicht der Fall sei, ihr Möglichstes zu thun, um in den Bereich des Feuers zu kommen und sich einen Gegner zu suchen. — „Man muß nicht auf die Signale des Admirals warten," sagte er, „denn dieser kann in der Verwirrung einer Seeschlacht häufig nicht beurtheilen, was vorgeht, vermag oft keine Befehle zu ertheilen und noch häufiger sie nicht zur Kenntniß des Betheiligten zu bringen. Jeder muß nur auf die Stimme der Ehre hören und stets die bedrohtesten Punkte aufsuchen. *Jeder Kapitain steht auf seinem Posten, wenn er im Feuer ist.* —" Selbst Bruix, der doch Villeneuve weit überlegen war, hatte seinen Offizieren keine andern Befehle ertheilt. Wenn bei unsern Seeschlachten jeder Kapitain diese einfachen

Vorschriften befolgt hätte, so würden die Engländer weniger Triumphe gezählt oder sie doch theurer bezahlt haben.

Was den Admiral Villeneuve hauptsächlich beunruhigte, war der Zustand der spanischen Flotte. Sie besaß einige schöne und große Schiffe, unter ihnen die Santissima Trinidad von 140 Kanonen, das größte Linienschiff Europas. Aber diese ungeheuern Kriegsmaschinen, die an den alten Glanz der Marine unter Karl III. erinnerten, waren wie die türkischen Schiffe dem Schein nach vortrefflich, aber unnütz in der Gefahr. Die Entblößung der spanischen Arsenale hatte nicht gestattet, sie angemessen zu betakeln und die Schiffsmannschaften waren von einer verzweifelten Schwäche. Man hatte in den Seestädten der Halbinsel Leute aller Art aufgerafft, die weder Kenntnisse, noch Erfahrung hatten und sich in keiner Beziehung mit den alten englischen Matrosen messen konnten, wenn auch das edle spanische Blut in ihren Adern floß. Die Offiziere waren der Mehrzahl nach nicht besser als die Matrosen. Einige indessen, wie der Admiral Gravina und der Vizeadmiral Alava, wie die Kapitaine Valdes, Churruca und Galiano waren der schönsten Zeiten der spanischen Marine würdig.

Villeneuve, der um jeden Preis beweisen wollte, daß er nicht feig sei, verwendete den Monat September und die ersten Tage des Oktobers dazu, um einige Ordnung in die beiden Marinen zu bringen. Er bildete zwei Geschwader, das eine zur Schlacht, das andere zur Reserve. Er selbst übernahm den Befehl über das Schlachtgeschwader, das aus 21 Linienschiffen bestand und theilte es in drei Divisionen, jede von 7 Linienschiffen. Unter seinem direkten Befehle stand die Division des Zentrums; der Admiral Dumanoir befehligte die Nachhut, der Vizeadmiral Alava das Vordertreffen. Das

Reservegeschwader bestand aus 12 Linienschiffen in 2 Divisionen. Der Admiral Gravina war der Anführer dieses Geschwaders und unter ihm befehligte der Admiral Magon die zweite Division. Mit diesem Reservegeschwader gedachte Villeneuve unvorhergesehene Manövres des Feindes abzuweisen, wenn anders der Wind ihm selbst das Manövriren gestatte. Im entgegengesetzten Falle vertraute er der Ehre seiner Kapitaine, daß sie am Gefecht Theil nehmen würden.

Das vereinigte Geschwader bestand aus 33 Linienschiffen, 5 Fregatten und 2 Briggs. In seiner Ungeduld, unter Segel zu gehen, wollte Villeneuve am 8. Oktober einen Ostwind benutzen, um die Rhede zu verlassen; aber drei der spanischen Linienschiffe waren mit ihren Vorbereitungen eben erst fertig geworden und hatten ihre Mannschaften nicht früher, als am Abende vorher, bekommen; es waren die Santa Anna, der Rayo und der San Justo. Sie konnten wohl mit der Flotte aussegeln, waren aber unfähig, in einer Schlachtlinie ihren Platz einzunehmen. Dies machten die spanischen Offiziere bemerklich. Um sich gegen die Verantwortlichkeit zu decken, versammelte Villeneuve einen Kriegsrath. Die tapfersten Offiziere beider Flotten erklärten, sie seien bereit, überall hinzugehen, wohin es auch sein müsse, um die Pläne des Kaisers zu fördern; aber es sei eine höchst gefährliche Unvorsichtigkeit, wenn man sich dem Feinde mit den Schiffen in ihrem jetzigen Zustande sogleich entgegenstellen wolle; es sei leicht möglich, daß die Flotte, nachdem sie die Rhede verlassen, in wenigen Stunden auf ein englisches Geschwader von gleicher oder größerer Stärke stoße, und in diesem Falle treffe sie unfehlbar Vernichtung; es sei besser, irgend eine günstige Gelegenheit zu erwarten, z. B. eine Trennung der englischen Streitkräfte, und inzwischen die Organisation der Schiffe zu vollenden.

Villeneuve schickte diese Verhandlung nach Paris und fügte seine eigene Ansicht hinzu, welche gegen jede große Schlacht ging. Er übersandte die unnützen Dokumente aber nur deshalb, um seine ruhige Resignation noch mehr hervortreten zu lassen und fügte hinzu, er sei entschlossen, mit dem ersten Ostwinde abzusegeln.

Er wartete daher auf einen günstigen Augenblick, um Kadix auf jede Gefahr hin zu verlassen. So stand er denn endlich dem furchtbaren Nelson gegenüber, dessen Bild ihn auf allen Meeren verfolgt und unfähig gemacht hatte, seine große Aufgabe zu erfüllen. Und jetzt fürchtete er diesen Gegner nicht mehr, denn seine Seele, deren Spannkraft die Verzweiflung erhöht hatte, sehnte sich nach Gefahren, ja selbst nach einer Niederlage, weil diese den Beweis lieferte, wie Recht er gehabt habe, ein Zusammentreffen mit der englischen Marine zu vermeiden.

Nelson hatte einen Augenblick die englischen Ufer berührt, die er nicht mehr wiedersehen sollte, und war dann nach Kadix gesegelt. Er befehligte eine der Flotten, welche die brittische Admiralität, nach zwei Jahren die Pläne Napoleons endlich errathend, in dem Kanal vereinigt hatte. Nach Kadix führte ihn das auf dem Ozean verbreitete Gerücht, daß Villeneuve dorthin zurückgekehrt sei.

Nelson hatte beinahe dieselben Kräfte zu seiner Verfügung wie Villeneuve, d. h. 33 bis 34 Linienschiffe, die aber alle durch lange Fahrten erprobt waren. Außerdem hatte er über die vereinigte Flotte Spaniens und Frankreichs den Vortheil, den ein blokirendes Geschwader stets über ein blokirtes besitzt. Spanische Spione hatten ihn von allen Vorbereitungen Villeneuves genau unterrichtet, und er zweifelte deshalb nicht, daß es bald zum Kampfe kommen werde. Für

diesen Fall hatte er den englischen Offizieren Instruktionen gegeben, die seitdem bekannt geworden sind und von allen Seemännern bewundert werden.

Er schrieb ihnen sein Lieblingsmanövre vor, indem er ihnen seine Motive erklärte. — „Wenn man sich in Linie aufstellt," sagte er, „so verliert man zu viel Zeit, denn nicht alle Schiffe haben im Winde gleiche Führung und es entsteht noch der Nachtheil, daß das Geschwader seine Bewegungen nach den schlechtesten Seglern einrichten muß. Man giebt dadurch dem Feinde Zeit zur Flucht, und dazu darf es jetzt am wenigsten kommen." — Nelson vermuthete, daß Villeneuve die Division Lallemand und vielleicht auch die von Karthagena an sich gezogen habe und mithin über 46 Linienschiffe verfügen könne. Er selbst hoffte seine Schiffszahl durch erwartete Verstärkungen auf 40 zu bringen und wollte sich um so weniger in einer Schlachtlinie aufstellen, je zahlreicher seine Flotte wäre. Er hatte daher befohlen, zwei Kolonnen zu bilden, die eine unter seinem eignen Befehl, die andere unter dem Vizeadmiral Collingwood. Beide sollten sich auf die feindliche Linie werfen, ohne eine andere Ordnung zu beobachten, als die durch die verschiedene Schnelligkeit der Schiffe gegebene, diese Linie an zwei Stellen, im Zentrum und nach dem Endpunkte hin durchbrechen, die abgeschnittenen Fahrzeuge umzingeln und zerstören. — „Der Theil der feindlichen Flotte, der nicht in den Kampf verwickelt wird," fügte er hinzu, indem er sich auf die zahlreichen Erfahrungen des Jahrhunderts berief, „wird den angegriffenen Schiffen schwer zu Hülfe kommen können, und der Sieg ist entschieden, ehe er eintrifft." — Man konnte die Folgen eines solchen Manövres nicht scharfsinniger und richtiger voraussehen. Nelson hatte seine Unterbefehlshaber im Voraus mit seinen Gedanken

vertraut gemacht und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, sie zur Ausführung zu bringen. Um seinen Gegner nicht zu sehr einzuschüchtern, schloß er Kadix nicht enge ein. Er beobachtete die Rhede blos durch einige Fregatten, er selbst kreuzte mit seinen Linienschiffen in der großen Bucht vor der Meerenge und hielt sich von den Küsten sorglich entfernt.

Von dem wahren Zustande Villeneuves genau unterrichtet, der weder Lallemand noch Salcedo an sich gezogen hatte, nahm er keinen Anstand, vier Linienschiffe in Gibraltar zu lassen, eins dem nach England abberufenen Admiral Chalder zu geben und ein anderes nach Gibraltar zurückzuschicken, um sich mit Wasser zu versehen. Dieser Umstand wurde in Kadix bekannt und bestärkte Villeneuve in seinem Entschluß, unter Segel zu gehen. Er hatte die Engländer auf 33—34 Linienschiffe geschätzt und war entzückt zu hören, daß sie nicht so stark seien. Er schätzte sie sogar schwächer, als sie wirklich waren, nämlich auf 23 bis 24 Schiffe.

Unter diesen Umständen kamen in Kadix die letzten Depeschen aus Paris an, welche die Abreise des Admirals Rosily ankündigten. Anfangs wurde er davon wenig berührt. Unter dem Gewicht einer zu großen Verantwortlichkeit fast erliegend, erleichterte ihn der Gedanke, daß er unter einem Anführer, der durch Alter und Dienstgrad sein Vorgesetzter war, ehrenvoll dienen und sich tapfer schlagen werde. Aber bereits war der Admiral Rosily in Madrid und noch immer meldete Villeneuve keine Depesche die Stellung, die ihm unter dem neuen Admiral bestimmt sei. Er begann daher zu glauben, daß man ihn absetzen wolle, daß er die Gelegenheit verlieren werde, seine Ehre durch Tapferkeit im Kampfe herzustellen. Um dieser Schande zu entgehen, benutzte er seine Instruktionen, die ihn autorisirten und sogar anwiesen, wenn der Feind an Zahl

schwächer sei, den Hafen zu verlassen. Auf der Stelle gab er das Signal dazu. Am 19. Oktober bei einem schwachen Südostwind schickte er den Gegenadmiral Magon über die Rhede hinaus. Dieser machte auf ein Linienschiff und einige Fregatten des Feindes Jagd und ankerte Nachts außerhalb der Rhede. Am folgenden Tage segelte Villeneuve selbst mit der ganzen Flotte ab. Der schwache und veränderliche Wind blies aus Osten. Die Flotte steuerte südlich, an der Spitze segelte die Reserve unter Admiral Gravina. Die ganze Stärke betrug 33 Linienschiffe, 5 Fregatten und 2 Briggs. Die französischen Schiffe manövrirten gut, aber die spanischen ziemlich schlecht, wenigstens der Mehrzahl nach.

Obgleich man den Feind noch nicht sah, so ließ doch die Bewegung seiner Fregatten schließen, daß er nicht fern sei. Ein Linienschiff, der Achilles, entdeckte ihn endlich, sah und signalisirte aber blos 18 Segel. Man glaubte einen Augenblick, das die Engländer weit schwächer an Zahl seien. Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in Villeneuves Seele auf; es war der letzte seines Lebens.

Am Abend befahl er, sich nach der Reihenfolge der Schnelligkeit zur Schlacht aufzustellen und auf das Schiff, das am weitesten unter dem Winde sei, eine Linie zu bilden. Der Wind war veränderlich. Man steuerte südöstlich, d. h. nach dem Eingange der Meerenge zu. Auf allen Schiffen der Flotte war das Signal zum Kampf aufgezogen.

Während der Nacht sah und hörte man unaufhörlich die Signale der englischen Fregatten, die durch Lichter und Kanonenschüsse Nelson die Richtung unsrer Flotte anzeigten. Bei Tagesanbruch wehte der Wind, der noch immer schwach und veränderlich war, aus Westen, das Meer ging hohl, die Wellen stiegen hoch empor, aber ohne sich zu brechen und man

entdeckte jetzt den Feind, in mehrere Gruppen vertheilt, deren Anzahl Einige auf zwei, Andere auf drei angaben. Er segelte der französischen Flotte entgegen und war von ihr noch fünf bis sechs Stunden entfernt.

Villeneuve befahl auf der Stelle, die Linie regelmäßig zu bilden und zwar so, daß jedes Schiff die Stellung behielt, die es in der Nacht eingenommen hatte und sich so nahe als möglich an seinen Nachbar anschloß. Den Wind hatte man zur Rechten. Die Linie wurde ziemlich schlecht gebildet. Die Wellen gingen hoch, der Wind war schwach und man manövrirte mit großer Schwierigkeit, lauter Umstände, welche die Unerfahrenheit der Mannschaft noch bedauerlicher machten.

Das Reservegeschwader, 12 Linienschiffe stark, segelte unabhängig von der Hauptflotte. Es hatte sich beständig in der Richtung oberhalb des Windes gehalten, was ein Vortheil war, denn wenn es sich treiben ließ, d. h. dem Winde nachgab, so konnte es sich stets mit dieser vereinigen und eine den Umständen angemessene Stellung annehmen, z. B. den Feind zwischen zwei Feuer bringen. Ließ sich die Aufstellung eines Reservegeschwaders rechtfertigen, so war es gewiß für den Fall, in dem man sich befand. Der Admiral Gravina, der in der Schlacht rasch und richtig zu urtheilen pflegte, bat Villeneuve durch ein Signal, unabhängig manövriren zu dürfen. Villeneuve verweigerte es ihm aus Motiven, die man Mühe hat zu begreifen. Vielleicht fürchtete er, daß das Reservegeschwader durch seine vorgerückte Stellung blosgestellt werde und verzweifelte an der Möglichkeit, ihm zu Hülfe zu kommen, da er sich unter dem Winde befand. Dieser Grund war an und für sich nicht ausreichend, denn wenn er jenem Geschwader sich nicht nähern konnte, so vermochte er es doch zu jeder Zeit an sich heranzuziehen. Indem er es mit in die

Linie eintreten ließ, beraubte er sich für immer eines beweglichen Detachements, das zum Manövriren die beste Stellung hatte, und verlängerte nutzlos seine schon zu lange Linie. Nichtsdestoweniger befahl er dem Admiral Gravina, sich der Hauptflotte anzuschließen. Diese Signale waren dem ganzen Geschwader sichtbar. Der Gegenadmiral Magon, der nicht minder glückliche Eigenschaften besaß als der Admiral Gravina, bemerkte die Bitte und die Antwort an den Masten der beiden Generale und rief laut aus, das sei ein arger Fehler.

Gegen acht ein halb Uhr wurde die Absicht des Feindes deutlicher. Die verschiedenen Gruppen des englischen Geschwaders, die jetzt weniger schwer zu unterscheiden waren, schienen sich zu zwei Kolonnen vereinigt zu haben. Sie verriethen deutlich den Plan Nelsons, unsere Linie an zwei Punkten zu durchbrechen. Sie kamen mit vollen Segeln heran und hatten den Wind hinter sich, wodurch ihr Plan sehr begünstigt wurde, da sie mit Westwind herbeisegelten, unsere Linie aber von Nord nach Süd mit einer geringen Neigung nach Ost sich ausdehnte. Die erste Kolonne, nördlich von unserer Stellung befindlich und 12 Linienschiffe stark, von Nelson selbst befehligt, bedrohte unser Hintertreffen. Die zweite, südlich von der ersten aufgestellt, 15 Linienschiffe stark, von Collingwood befehligt, bedrohte unser Zentrum. Von jenem Instinkt geleitet, der uns immer die bedrohten Punkte anzeigt, wollte Villeneuve seinem Hintertreffen zu Hülfe kommen und sich zugleich mit Kadix in Verbindung erhalten, das im Norden im Rücken der Flotte lag und im Fall eines Unglücks als Zufluchtsort dienen konnte. Er gab daher das Signal, alle Schiffe zugleich zu wenden, wobei jedes Schiff sich um sich drehte, die Linie ebenso blieb wie zuvor, nur daß

sie jetzt nach Norden zurücksegelte, statt ihren Lauf nach Süden fortzusetzen.

Diese Bewegung hatte keinen andern Vortheil, als daß man sich Kadix mehr näherte. Die beiden feindlichen Kolonnen, die von der Seite heransegelten, konnten unsere Linie noch immer an zwei Punkten durchbrechen. Jetzt mußte man mehr denn je bedauern, daß das Reservegeschwader seine unabhängige Stellung im Winde aufgegeben hatte, denn es hätte jetzt gegen eine der beiden feindlichen Truppen manövriren können. Jetzt ließ sich nichts mehr ausführen, als die Linie enger und regelmäßiger zu machen und diejenigen Schiffe, die unter dem Winde waren und Lücken ließen, an ihren Posten zurückzuführen. Dies war den Schiffen jedoch nicht leicht, vorzüglich bei diesem Winde und bei der Unerfahrenheit der Mannschaft. Man konnte die Linie treiben lassen, um so zu den Schiffen unter dem Winde zu gelangen. Aber dann entstanden vielleicht neue Unregelmäßigkeiten, die noch schlimmer waren als die vorhandenen. Man stand daher davon ab. Die Linie war vorzüglich darum schlecht, weil der Zwischenraum zwischen den einzelnen Schiffen ungleich war, mehrere derselben hinter ihren Posten oder rechts davon standen. Da der veränderliche Wind auf das Zentrum und das Hintertreffen mehr eingewirkt hatte, so entstand an diesen Theilen ein Gedränge. Villeneuve wollte dem abhelfen, vervielfachte seine Signale und erreichte doch nichts, dem guten Willen und Gehorsam aller Welt zum Trotz. Die Fregatten, die ihre Stellung zur Rechten unter dem Winde der Flotte hatten, jede auf der Höhe ihres Admiralschiffs, waren etwas zu weit entfernt, um anders als durch Wiederholung der Signale Dienste leisten zu können.

Endlich, gegen 11 Uhr Morgens, erreichten die beiden

feindlichen Kolonnen unsere Flotte. Sie segelten in der Stellung, die jedem Schiff seine Schnelligkeit anwies, wovon nur die Dreidecker eine Ausnahme machten, die der Vorsicht wegen an die Spitze gestellt worden waren. Sie zählten deren 7, wir blos 4, unglücklicherweise lauter Spanier. Auf diese Weise waren die Engländer von gleicher Stärke, obgleich sie unsern 33 Linienschiffen blos 27 entgegenstellen konnten, denn sie besaßen dieselbe Anzahl von Feuerschlünden. Sie hatten ihre Erfahrungen für sich, ihre Gewohnheit zu siegen, einen großen Anführer und an diesem Tage sogar die Gunst des Glücks, denn der Vortheil des Windes war auf ihrer Seite. Uns fehlten alle diese Bedingungen des Erfolgs, aber wir besaßen eine Tugend, die zuweilen das Geschick beschwören kann, den Entschluß bis zum Tode zu kämpfen.

Man war einander auf Kanonenschußweite nahe gekommen. Villeneuve hatte einen auf dem Meere sehr häufigen, aber diesmal sehr nachtheiligen Befehl gegeben, nämlich den, nur in großer Nähe zu schießen. Da die beiden englischen Kolonnen eine dichte Masse von Schiffen darboten, so mußte jeder Schuß ihnen großen Schaden zufügen. Gegen Mittag erreichte die südliche Kolonne unter Collingwood, die der andern unter Nelson etwas voraus war, den Mittelpunkt unserer Linie in der Höhe der Santa Anna, eines spanischen Dreideckers. Sogleich feuerte das französische Linienschiff Le Fougueur, das hinter der Santa Anna lag, auf den Royal Sovereign, ein Linienschiff von 120 Kanonen unter dem Befehl des Admirals Collingwood, das an der Spitze der Kolonne segelte. Die ganze französische Linie folgte diesem Beispiel und richtete auf das feindliche Geschwader das lebhafteste Feuer. Der Schaden war bedeutend, der Royal Sovereign

setzte seine Bewegung fort und versuchte zwischen der Santa Anna und dem Fougueux, die zu weit von einander entfernt waren, durchzusegeln. Der Fougueux setzte mehr Segel auf, um die Lücke auszufüllen, kam aber zu spät. Der Royal Sovereign ging nun hinter der Santa Anna und vor dem Fougueux weg und schickte der erstern seine Backbordlage. Da er mit doppelter Ladung schoß, mit Kugeln und Kartätschen, und das Schiff der Länge nach traf, so richtete er eine große Verwüstung an. Zu gleicher Zeit schickte er dem Fougueux seine Steuerbordlage, jedoch ohne große Wirkung, während er selbst sehr litt. Die übrigen englischen Linienschiffe der Kolonne, die ihrem Admiral auf dem Fuße gefolgt waren, suchten einen Theil der französischen Linie abzuschneiden und zwischen zwei Feuer zu bringen. Es waren ihrer 15 gegen 16 französische und spanische. Wenn also jedes dieser 16 Schiffe seine Schuldigkeit gethan hätte, so würden sie sich auch ohne Unterstützung vom Vordertreffen gegen die 15 englischen haben halten können. Aber mehrere Schiffe standen unter schlechter Leitung und hatten sich bereits von ihrem Posten wegtreiben lassen. Der Bahama, der Montanez, der Argonauta, sämmtlich Spanier, befanden sich theils hinter dem Posten, den sie einnehmen sollten, theils rechts davon. Der Argonaut, ein französisches Linienschiff, gab kein besseres Beispiel. Der Fougueux, der Pluto, der Algesiras dagegen kämpften mit seltenem Muth und hatten durch ihre Energie den größten Theil der feindlichen Fahrzeuge auf sich gezogen, so daß jedes von ihnen mit mehrern zu kämpfen hatte. Der Algesiras, den der Gegenadmiral Magon befehligte, lag Seite an Seite neben dem Thunderer, den er mit äußerster Heftigkeit beschoß, und traf seine Vorbereitungen zum Entern. Der Prinz von Asturien, auf dem sich der

Admiral Gravina befand, schloß unsere Linie und rächte, vom Feinde umgeben, die Ehre der spanischen Flagge.

Seit dem Beginn des Kampfes war kaum eine halbe Stunde verflossen, und schon hüllte der Pulverdampf, den der einlullende Wind nicht mehr entführte, beide Flotten ein. Aus diesem dichten Gewölk ertönte ein unaufhörlicher furchtbar rollender Donner und rings umher schwammen die Trümmer von Masten und zahlreiche verstümmelte Leichen.

Die nördliche von Nelson befehligte Kolonne traf 20 bis 30 Minuten nach jener unter Collingwood auf der Höhe unsers Zentrums beim Buzentaur ein. Es befanden sich dort 7 Linienschiffe in folgender Ordnung: Die Santissima Trinidad unter dem Befehle des Admirals Cisneros, unmittelbar darauf der Buzentaur unter Admiral Villeneuve, beide in Linie und einander so nahe, daß das Bugspriet des einen das Hinterdeck des andern berührte; der Neptun, ein französisches Linienschiff, der San Leandro, ein spanisches Linienschiff, beide unter den Wind gefallen, so daß hier eine doppelte Lücke in der Linie entstand; der Redoutable, der genau auf seinem Posten war, von dem Buzentaur um zwei Schiffslängen entfernt; endlich der San Justo und der Indomptable, beide ebenfalls unter den Wind gefallen, so daß wieder eine doppelte Lücke entstand zwischen dieser Gruppe und der Santa Anna, die in der von Collingwood angegriffenen Abtheilung das erste Schiff war. Von diesen 7 Linienschiffen befanden sich in Linie mithin nur die Santissima Trinidad und der Buzentaur, beide ganz an einander geschlossen, endlich der Redoutable, der zu beiden Seiten zwei leere Posten hatte. Es war ein Glück für die Ehre unserer Waffen, daß auf diesem Schiffe Männer sich befanden, deren Muth über alle Gefahren erhaben war. Gegen diese drei Fahrzeuge, die allein auf ihrem

Posten geblieben waren, wendete sich die Kolonne Nelsons, 12 Linienschiffe stark, worunter mehrere Dreidecker.

Die Viktory, auf der Nelson seine Flagge aufgepflanzt hatte, sollte dem Temeraire folgen. Die Offiziere des englischen Generalstabes waren der Meinung, daß ihr erstes Schiff unfehlbar in den Grund geschossen werde und hatten Nelson gebeten, den ersten Posten nicht selbst einzunehmen, sondern dem Temeraire einzuräumen, damit sein kostbares Leben geschont werde. — „Ich bin es zufrieden,“ antwortete Nelson; „der Temeraire mag voransegeln, wenn er es kann.“ — Damit bedeckte er die Viktory mit allen ihren Segeln und blieb auf diese Weise an der Spitze der Kolonne. Kaum war die Viktory auf Kanonenschußweite heran, als die Santissima Trinidad, der Buzentaur und der Redoutable ein furchtbares Feuer auf sie eröffneten. In wenigen Minuten schossen sie ihr einen ihrer Maste weg, vernichteten das Tauwerk und machten 50 Mann kampfunfähig. Nelson, der das französische Admiralschiff suchte, glaubte es in dem Buzentaur zu erkennen und versuchte das Schiff zu umgehen, indem er in den Raum fuhr, der es vom Redoutable trennte. Aber auf dem Redoutable befehligte ein unerschrockener Offizier, der Kapitain Lukas. Die Absicht Nelsons errathend, entfaltete er alle seine Segel, um einen letzten Hauch des Windes aufzufangen und war so glücklich, zu rechter Zeit anzukommen und sich ganz nahe an den Buzentaur zu legen. Nelson fand den Raum daher geschlossen. Er war nicht der Mann zurückzutreten. Da er die beiden so fest vereinigten Schiffe mit seinem Vorderdeck nicht trennen konnte, so ließ er sich mit der Seite an den Redoutable herantreiben. Durch den Zusammenstoß und eine schwache Brise geschah es, daß die beiden Schiffe über die Linie hinausgeführt wurden, so daß der Weg

hinter dem Buzentaur wieder offen war. Mehrere englische Schiffe warfen sich zugleich in diesen Raum, um den Buzentaur und die Santissima Trinidad zu umzingeln. Andere fuhren an der französischen Linie hin, wo 10 Linienschiffe unbeschäftigt lagen, schleuderten diesen einige volle Lagen zu und segelten dann wieder nach dem Zentrum, wo drei französische Schiffe ihren Feinden einen heldenmäßigen Widerstand entgegensetzten.

Die 10 französischen Linienschiffe des Vordertreffens wurden daher beinahe unnütz, wie Nelson vorausgesehen hatte. Villeneuve ließ an seinen Masten die Flaggen aufhissen, welche die Bedeutung hatten, daß jeder Kapitain nicht auf seinem Posten stehe, der nicht im Feuer sei. Die Fregatten wiederholten das Signal, das auf ihren Masten noch sichtbarer war, und fügten zugleich die Nummern der Schiffe hinzu, die nicht im Gefechte waren.

Während man auf diese Weise die Schiffe, die Nelson abgeschnitten hatte, in den Kampf rief, hatte sich im Zentrum ein beispielloser Kampf entsponnen. Der Redoutable hatte außer der an seiner linken Seite liegenden Viktory noch den Temeraire, der sich auf seiner rechten Seite etwas nach hinten aufgestellt hatte, und unterhielt gegen diese beiden Gegner ein furchtbares Feuer. Nach mehrern Lagen seiner Backbordbatterie, die auf der Viktory eine furchtbare Verwüstung anrichteten, hatte Kapitain Lukas dem Gebrauche seiner untern Batterie entsagen müssen, da die ausgebauchten Seiten der Schiffe sich hier berührten und die Bedienung der Artillerie unmöglich machten. Er hatte seine verfügbar gewordenen Matrosen in die Masten geschickt, um auf das Verdeck der Viktory mit Granaten und Musketen ein mörderisches Feuer

zu unterhalten. Zu gleicher Zeit bediente er sich aller seiner Steuerbordbatterien gegen den Temeraire. Um mit der Viktory zu Ende zu kommen, befahl er zu entern; aber da sein Schiff ein Zweidecker war, die Viktory ein Dreidecker, so mußte er die Höhe eines Verdecks erklimmen und außerdem eine Art von Graben überschreiten, denn die oben zurücktretende Form der Schiffe ließ zwischen ihnen eine Leere, obgleich sie sich an der Wasserlinie berührten. Der Kapitain Lukas befahl auf der Stelle seine Raaen herabzulassen, um zwischen beiden Schiffen eine Art von Brücke zu bilden. Während dieser Zeit dauerte das Feuern von den Masten des Redoutable auf das Verdeck der Viktory fort. Nelson, in eine alte Uniform gekleidet, die er an Schlachttagen zu tragen pflegte, stand neben seinem Flaggenkapitain, dem Commodore Hardy, und wollte sich der Gefahr keinen Augenblick entziehen. Bereits war sein Sekretair neben ihm gefallen, Hardy war eine Schuhschnalle weggeschossen und eine Kettenkugel hatte acht Matrosen auf einmal getödtet. Der große Seemann, der unsern Haß und unsere Bewunderung gleich sehr verdient, stand unbeweglich auf seinem Hinterdeck und beobachtete diese furchtbare Szene, als eine Kugel, die aus dem Mastkorbe des Redoutable kam, ihn in die linke Schulter traf und in den Nieren stecken blieb. Er sank sogleich in die Kniee, suchte sich aber mit einer seiner Hände zu stützen. Im Fallen sagte er zu seinem Flaggenkapitain: „Hardy, es ist mit mir vorbei.“ — „Nein, noch nicht,“ antwortete der Kapitain. — „Ja, ich sterbe,“ fügte Nelson hinzu. — Man brachte ihn an den Ort, wo die Verwundeten verbunden werden, aber er hatte beinahe schon die Besinnung verloren und konnte nur noch wenige Stunden leben. Wenn er in Zwischenräumen seine Besinnung wiederbekam, fragte er, wie die Schlacht stehe und wie-

derholte einen Rath, der sich bald bewährt zeigte. — „Die Flotte muß am Abend vor Anker gehen,“ sagte er.

Sein Tod machte am Bord der Viktory einen großen Eindruck. Der Augenblick war zum Entern günstig. Mit dem Vorgefallenen unbekannt, hatte der Kapitain Lukas an der Spitze eines Truppes ausgesuchter Matrosen bereits die Raaen bestiegen, welche von Schiff zu Schiff eine Brücke bildeten, als der Temeraire eine furchtbare Lage Kartätschen abfeuerte. Beinahe 200 Franzosen stürzten todt oder verwundet nieder. Man hatte nun nicht mehr Mannschaft genug, um zu entern. Man kehrt zu den Steuerbordbatterien zurück und verdoppelt das Feuer gegen den Temeraire, der entmastet und entsetzlich beschädigt wird. Aber als ob an diesen zwei Dreideckern gegen einen Zweidecker noch nicht genug sei, kommt noch ein neuer Feind hinzu. Das englische Linienschiff Neptun legt sich hinter den Redoutable und schickt ihm volle Lagen zu, die ihn bald in einen traurigen Zustand versetzen. Zwei Masten des Redoutable sind auf das Verdeck niedergestürzt; ein Theil seines Geschützes ist demontirt; eine seiner Brustwehren ist fast ganz zerstört und bildet eine einzige ungeheuere Stückpforte; das Steuerruder versagt den Dienst; mehrere Kugeln sind zwischen Wind und Wellen eingedrungen und lassen das Wasser in Strömen einfließen. Der ganze Generalstab ist verwundet, von 11 Aspiranten sind 10 getödtet. Von den 640 Matrosen der Schiffsmannschaft sind 522 kampfunfähig gemacht, unter ihnen 300 Todte und 222 Verwundete. Bei einem solchen Zustande kann sich das tapfere Schiff nicht länger vertheidigen. Es streicht endlich seine Flagge, aber ehe es sich ergiebt, hat es das Unglück der französischen Marine an Nelsons Person gerächt.

Da die Viktory und der Redoutable über die Linie hinausgeführt worden waren, so konnten die feindlichen Schiffe den Buzentaur und die Santissima Trinidad umzingeln. Diese beiden Schiffe waren eng mit einander vereinigt, denn der Buzentaur hatte sein Bugspriet in die Galerie des Hinterdecks der Santissima Trinidad eingefügt. Anfangs unterstützte sie der Heros, das nächste von den zehn unthätig gebliebenen Linienschiffen; nachdem er aber einem ziemlich thätigen Geschützfeuer ausgesetzt gewesen war, hatte er sich in den Wind fallen lassen und den Buzentaur mit der Santissima Trinidad seinem traurigen Schicksal überlassen. Der Buzentaur hatte im Beginn des Kampfes von der Viktory einige volle Lagen empfangen, die ihm viel Schaden zufügten. Bald umringten ihn mehrere englische Linienschiffe. Einige stellten sich gegen sein Hinterdeck auf, andere gegen seinen Steuerbord. So beschossen ihn 4 Linienschiffe, worunter 2 Dreidecker, von hinten und von der rechten Seite. Villeneuve, im Kugelregen ebenso fest, wie im Kommando unentschlossen, stand auf seinem Hinterdeck und hoffte, daß von den vielen französischen und spanischen Schiffen, die ihn umgaben, irgend eines ihm zu Hülfe kommen werde. Er kämpfte mit der äußersten Kraft und nicht ohne einige Hoffnung. Da er zu seiner Linken keine Feinde hatte, so wollte er seine Stellung verändern, um sein Hinterdeck und die Stellen des Steuerbords, die sehr gelitten hatten, dem Feinde zu entziehen und die frischen Batterien des Backbords in das Gefecht zu bringen. Aber er konnte sich nicht bewegen, da sein Bugspriet in die Galerie der Santissima Trinidad verwickelt war. Er ließ der Santissima Trinidad eine Bewegung anbefehlen, welche die Trennung der beiden Schiffe herbeigeführt haben würde. Zum Unglück konnte der Befehl nicht ausgeführt werden, da die Santissima Trinidad

aller ihrer Masten beraubt und zu der vollkommensten Unthätigkeit verurtheilt war.

Der Buzentaur blieb an seine Stellung festgenagelt und mußte ein niederschmetterndes Feuer aushalten, ohne seine Batterien links gebrauchen zu können. Er hielt indessen die Ehre der Flagge heroisch aufrecht und antwortete mit einem ebenso lebhaften Feuer. Nachdem dieser Kampf eine Stunde gedauert hatte, wurde der Flaggenkapitain Magendie verwundet. Der Lieutenant Daudignon, der ihn ersetzt hatte, wurde ebenfalls verwundet und an seine Stelle trat der Schiffslieutenant Fournier. Nicht lange, so stürzten der große Mast und der Besanmast auf das Verdeck herab und riefen eine traurige Verwirrung hervor. Man zog die Flagge am Fockmast auf. In eine dichte Rauchwolke versenkt, unterschied der Admiral nicht mehr, was in der übrigen Flotte vorging. Als er bei einem augenblicklichen Aufhellen die Schiffe des Vordertreffens noch immer unbeweglich sah, so befahl er ihnen durch Signale, augenblicklich heranzukommen, um am Kampfe Theil zu nehmen. Aufs Neue in die mörderische Wolke eingehüllt, die Tod und Verwüstung ausspie, fuhr er zu kämpfen fort, obgleich er voraussah, daß er sein Admiralschiff in wenigen Augenblicken werde verlassen müssen, um seine Pflicht auf einem andern zu erfüllen. Gegen drei Uhr stürzte sein dritter Mast auf das Verdeck nieder und füllte es ganz mit Trümmern.

Der Buzentaur mit seiner zerrissenen rechten Seite, seinem zerstörten Hinterdeck, seinen weggeschossenen Masten war jetzt rasirt wie ein Ponton. — „Meine Rolle auf dem Buzentaur ist beendigt,“ rief der unglückliche Villeneuve aus, „ich werde auf einem andern Schiffe versuchen, das Glück zu beschwören.“ — Er wollte sich in einen Kahn werfen und zum Vordertreffen eilen, um es selbst in den Kampf zu füh-

ren, aber die Kähne auf dem Verdeck waren von den Masten zerschmettert, die an den Schiffsseiten befindlichen von Kugeln durchlöchert. Man rief der Santissima Trinidad zu, ein Boot zu schicken; vergebliche Anstrengung! in diesem Lärm konnte keine menschliche Stimme sich verständlich machen. Der französische Admiral sah sich daher an den Leichnam seines Schiffes gefesselt, ohne daß er einen Befehl geben oder für die Rettung seiner Flotte irgend etwas thun konnte. Seine Fregatte Hortensie, die ihm hätte zu Hülfe kommen sollen, machte keine Bewegung, sei es, daß der Wind sie hinderte, sei es, daß das furchtbare Schauspiel sie schreckte. Dem Admiral blieb nichts übrig, als zu sterben, und der Unglückliche rief mehr als einmal den Tod herbei. Sein Chef des Generalstabes Prigny war an seiner Seite verwundet worden und beinahe die ganze Schiffsmannschaft war kampfunfähig. Seiner Masten beraubt, von Kugeln durchlöchert und außer Stande, sich seiner Batterien zu bedienen, hatte der Buzentaur nicht einmal die grausame Genugthuung, seinen Feinden ihre Schläge erwidern zu können. Es war $4^{1}/_{4}$ Uhr, als der Admiral, da keine Hülfe herbeikam, die Flagge strich. Eine englische Schaluppe holte ihn ab und führte ihn an Bord des Linienschiffes Mars. Man empfing ihn dort mit den Rücksichten, die man seinem Grade, seinem Unglücke, seiner Tapferkeit schuldete: eine schwache Entschädigung für ein so furchtbares Loos. So hatte ihn denn endlich jener große Unfall getroffen, den er so lange gefürchtet hatte. Er traf ihn eben da, wo er ihn zu vermeiden hoffte, bei Kadix, und er hatte nicht einmal den Trost, daß er bei der Unterstützung eines großen Unternehmens fiel.

Während dieses Kampfes war die Santissima Trinidad, von Feinden umringt, genommen worden. So waren von

den 7 Schiffen des Zentrums 3, der Redoutable, der Buzentaur und die Santissima Trinidad, erlegen, ohne daß die vier andern, Neptun, San Leandro, San Justo und Indomptable, ihnen zu Hülfe gekommen wären. Diese letztern waren beim Beginne des Gefechtes unter den Wind gefallen und hatten die Linie nicht wieder erreichen können. Sie konnten sich nicht anders nützlich machen, als wenn sie unter dem allerdings schwachen Einflusse des Windes an der linken Seite der Linie hinabfuhren und die 16 von Collingwood angegriffenen Schiffe unterstützten. Ein einziges französisches Schiff, der Neptun, das ein guter Offizier, der Kapitain Maistral, befehligte, führte dieses Manövre aus. Es schickte der Viktory und dem Royal Sovereign mehrere volle Lagen und suchte dem Hintertreffen einige Hülfe zu leisten. Die 3 andern ließen sich von dem einlullenden Winde fern vom Schlachtfelde entführen.

Es blieben noch die 10 Linienschiffe des Vordertreffens, die ganz unnütz geworden waren, nachdem sie mit der Kolonne Nelsons einige Schüsse gewechselt hatten. Das Signal, das sie auf den Posten der Ehre berief, fand sie entweder unter dem Winde, oder durch die Ruhe der Luft fast zur Unbeweglichkeit verurtheilt. Der Heros, der dem Zentrum am nächsten lag und dort seine beiden Nachbarn, Buzentaur und Santissima Trinidad, eine kurze Zeit unterstützte, hatte sich von dem leichten Lufthauche, der noch immer herrschte und unglücklicherweise blos zum Impulse diente, den Kampf zu vermeiden, abtreiben lassen. Auf dem Verdecke dieses Schiffes war mindestens Blut geflossen, aber mit dem Fall seines tapfern Kapitains Poulain war die belebende Seele verschwunden. Der San Augustino, der oberhalb des Heros lag, hatte seinen Posten frühzeitig verlassen und war von den

Engländern genommen. Der San Franzisko war in demselben Falle. Ging man die Linie des Vordertreffens aufwärts, so folgten nach einander der Mont-Blanc, der Duguay-Trouin, der Formidable, der Rayo, der Intrepide, der Scipio und der Neptun. Der Gegenadmiral Dumanoir hatte ihnen das Signal, sich zum Zentrum zu begeben, wiederholt. Die meisten waren unbeweglich geblieben, weil sie nicht manövriren konnten oder wollten. Endlich gehorchten vier dem Signal ihres Anführers und ließen sich von ihren ausgesetzten Booten fortrudern. Es waren der Mont-Blanc, der Duguay-Trouin, der Formidable und der Scipio. Dumanoir hatte ihnen ein gutes Manövre vorgeschrieben, das sie an die Außenseite der Linie führte, so das sie sich nach Belieben in den Kampf mischen konnten, wenn sie sich einfach treiben ließen.

Dumanoir, der sich selbst auf dem Formidable befand, konnte in der Stellung, die er einzunehmen dachte, die Engländer zwischen zwei Feuer bringen. Aber es war spät, mindestens schon drei Uhr. Er sah überall vollendete Niederlagen und wenn er nicht den Entschluß gefaßt hatte, zugleich mit der französischen Marine zu sterben, so mußten ihn viele Gründe bestimmen, sich nicht zu tief in den Kampf einzulassen. Auf der Höhe des Zentrums angelangt, sah er den Buzentaur entmastet, die Santissima Trinidad genommen, den Redoutable seit längerer Zeit besiegt und die Engländer, obgleich selbst stark beschädigt, den unter den Wind gefallenen Schiffen zueilen. Während dieser Fahrt mußte er ein ziemlich lebhaftes Feuer aushalten, das seine Schiffe beschädigte und ihre Manövrirfähigkeit verminderte.

Von der siegreichen Kolonne Nelsons heiß empfangen und kein Schiff sehend, dem er Hülfe bringen könnte, setzte er seine Bewegung fort und gelangte zu dem Hintertreffen,

wo die 16 französischen und spanischen Schiffe mit Collingwood kämpften. Er konnte einige Schiffe retten oder mindestens einen glorreichen Tod finden, aber das Feuer hatte ihn entmuthigt, er gab mehr der Klugheit als der Verzweiflung Gehör, und that nichts. Das Glück behandelte ihn wie Villeneuve, denn auch er sollte bald einen nutzlosen Untergang finden, nachdem er eine glorreiche Niederlage vermieden hatte.

Auf diesem Endpunkte der Linie, der zuerst in das Feuer gekommen war, schlugen sich alle französischen Schiffe, den einzigen Argonaut ausgenommen, mit einem Muth, der ewigen Ruhmes würdig ist. Von den spanischen Schiffen unterstützten zwei, die Santa Anna und der Prinz von Asturien, die Franzosen mit großer Tapferkeit.

Nach einem zweistündigen Kampfe strich die Santa Anna die Flagge, nachdem sie alle ihre Masten verloren und dem Royal Sovereign fast ebenso viel Schaden zugefügt hatte, als sie durch ihn litt. Der schwerverwundete Vizeadmiral Alava hatte sich tapfer geschlagen. Der Fougueux, der nächste Nachbar der Santa Anna, hatte die größten Anstrengungen gemacht, sie zu unterstützen, als ihn sein Nebenschiff, der Monarca, verließ. Nun umgangen und von zwei feindlichen Linienschiffen angegriffen, hatte er sie beide dienstunfähig gemacht. Darauf war er mit dem Temeraire ins Gefecht gekommen, hatte mehrere Enterungen zurückweisen müssen und von 700 Mann ungefähr 400 verloren. Nachdem sein Kapitain Beaudoin gefallen war, hatte der Lieutenant Bazin die Angriffe der Engländer mit gleicher Tapferkeit zurückgewiesen. Diese bemächtigten sich zuletzt des Vorderdecks und der tapfere Bazin, mit Wunden bedeckt und blos noch von einigen Mann unterstützt, mußte nun den Fougueux nach dem glorreichsten Widerstande übergeben.

Hinter dem Fougueux, an derselben Stelle, die der Monarca verlassen hatte, manövrirte das französische Linienschiff Pluto, vom Kapitain Cosmao befehligt, mit ebenso viel Kühnheit als Geschicklichkeit. Es hatte den Mars, der die Linie zu durchbrechen suchte, mit Kugeln überschüttet und wollte ihn eben entern, als es selbst von einem Dreidecker angegriffen wurde. Diesem neuen Gegner entzog es sich geschickt, vermied sein Feuer und schickte ihm selbst mehrere mörderische Lagen zu. Nun kehrte es zu seinem ersten Feinde zurück, verschaffte sich den Vortheil des Windes über ihn, zerschmetterte ihm zwei Maste und machte ihn kampfunfähig. Von diesen beiden Feinden befreit, suchte der Pluto den übrigen Schiffen zu Hülfe zu kommen, die von der Zahl der Feinde erdrückt wurden: Dank sei es der ehrlosen Flucht mehrerer unsrer Befehlshaber!

Hinter dem Pluto lieferte der Algesiras unter dem Gegenadmiral Magon einen denkwürdigen Kampf, dem sich nur das ebenso blutige Gefecht des Redoutable zur Seite stellen kann. Magon war noch jung und ebenso schön als tapfer. Beim Beginn der Schlacht hatte er seine Mannschaft versammelt und dem Matrosen, der zuerst entern würde, ein herrliches Wehrgehänge versprochen, das ihm von der Handelsgesellschaft der Philippinen zu Theil geworden war. Alle wollten eine solche Belohnung von seiner Hand verdienen. Magon hatte zuerst das Manövre des Redoutable gemacht und sein Schiff vorwärts geschoben, um den Engländern, welche die Linien durchbrechen wollten, den Weg abzuschneiden. Bei dieser Bewegung stieß er auf den Thunderer, ein ehemaliges französisches Linienschiff von 80 Kanonen, das bei Abukir englisch geworden war und von einem tapfern Offizier, dem Kapitain Tyler, befehligt wurde. Er legte sich ganz

nahe an dasselbe an, schickte ihm seine Lage zu, wendete dann und verwickelte sein Bugspriet in die Strickwände des feindlichen Schiffes. Strickwände nennt man bekanntlich jene Leitern von Seil, welche die Masten mit den Schiffskörpern verbinden und zum Auf- und Absteigen dienen. Auf diese Weise mit seinem Gegner fest verbunden, versammelte Magon seine tapfersten Matrosen um sich, um sie zum Entern zu führen. Aber hier geschah dasselbe wie beim Redoutable. Schon war die Mannschaft auf Bugspriet und Verdeck versammelt und wollte sich auf den Thunderer werfen, als ein andres englisches Schiff, das seitwärts lag, mehrere Kartätschenladungen abfeuerte, wodurch viele Matrosen den Tod fanden. Man mußte nun diesem neuen Feinde antworten, endlich auch einem dritten Schiffe, das sich mit den beiden andern vereinigte. Während Magon sich gegen diese drei Schiffe vertheidigte, enterte der Kapitain Tyler. Er empfing ihn an der Spitze seiner Mannschaft und gab selbst mit dem Enterbeil in der Hand das glänzendste Beispiel der Tapferkeit. Dreimal griffen die Engländer an und dreimal wurden sie zurückgeworfen. Der Flaggenkapitain Letourneur wurde getödtet, der Schiffslieutenant Plassan unmittelbar nach Uebernahme des Kommandos verwundet. Magon, den seine glänzende Uniform den Schiffen des Feindes bezeichnete, bekam eine Kugel in den Arm und sein Blut floß in Strömen. Er achtete diese Wunde nicht und wollte auf seinem Posten bleiben. Da traf ihn eine zweite Kugel in den Schenkel und seine Kräfte begannen ihn zu verlassen. Da er sich kaum aufrecht erhalten konnte, bat ihn der Offizier, der nach dem Tode aller andern Flaggenkapitain geworden war, de la Bretonnière, einen Augenblick in das Krankenzimmer zu gehen, um sich wenigstens verbinden zu lassen, damit er seine Kräfte nicht ganz verliere.

Die Hoffnung, in den Kampf zurückkehren zu können, bestimmte Magon, auf diese Bitte zu hören. Auf zwei Matrosen gestützt, steigt er in das Zwischendeck hinab, aber die zerrissenen Seiten des Schiffes gaben keinen Schutz mehr gegen das Kartätschenfeuer. Magon bekommt eine Kugel in die Brust und bricht leblos zusammen. Diese Nachricht verbreitete Bestürzung unter der Mannschaft. Man kämpft mit Wuth, um einen Anführer zu rächen, den man ebenso liebte als bewunderte. Doch die drei Maste des Algesiras waren weggeschossen, die Batterien demontirt oder mit Trümmern angefüllt. Von 641 Mann waren 150 getödtet, 180 verwundet. Die Schiffsmannschaft besaß blos noch einen Theil des Schiffes, das Hinterdeck. Man hatte keine Unterstützung, keine Hoffnung. Noch einmal feuert man auf den Feind und übergiebt dann die so tapfer vertheidigte Flagge.

Andere Schiffe kämpften noch länger als der Algesiras, obgleich der Tag schon weit vorgerückt war. Der Bahama hatte sich entfernt, aber der Adler focht mit Tapferkeit und ergab sich erst nach schweren Verlusten und nach dem Tode seines Anführers, des Kapitains Gourège. Der Schwiftsure, den die Feinde um jeden Preis wiedererobern wollten, da er ein englisches Schiff gewesen war, benahm sich ebenso tapfer und erlag der Zahl erst dann, als er sieben Fuß Wasser im Schiffsraum hatte. Der Argonaut zog sich zurück, nachdem er einige Beschädigungen erlitten hatte. Der Berwick stritt auf seinen Posten mit Ehren. Die spanischen Linienschiffe Montanez, Argonaut, San Nepomuzeno, San Ildefonso, hatten das Schlachtfeld verlassen. Der Admiral Gravina dagegen, der sich auf dem Prinzen von Austurien befand und von mehrern englischen Schiffen umringt war, vertheidigte sich mit einer seltenen Energie. Von allen Seiten umringt

und mit Kugeln überschüttet, würde er haben unterliegen müssen, wenn der Neptun und der Pluto ihm nicht zu Hülfe gekommen wären. Unglücklicherweise empfing der Admiral Gravina am Ende dieses Kampfes eine tödtliche Wunde.

Am äußersten Ende dieser langen Linie, die von Flaggen, Schiffstrümmern und Tausenden verstümmelter Leichen bezeichnet wurde, fand eine letzte Szene statt, welche selbst die Feinde mit Bewunderung erfüllte. Der Achill, von mehrern Seiten angegriffen, vertheidigte sich mit Hartnäckigkeit. Mitten im Gefecht brach im Schiffsrumpfe Feuer aus. In solchen Fällen verläßt man die Geschütze, um die Flammen zu löschen. Aber die Matrosen des Achill fürchteten, daß der Feind Vortheile gewinnen möchte, während sie mit dem Löschen beschäftigt seien und blieben bei den Kanonen. Bald stiegen aus dem Schiffe Ströme von Rauch empor, so daß die Engländer sich von diesem Vulkan entfernten, der jeden Augenblick in die Luft zu fliegen und Vertheidiger wie Angreifer zu vernichten drohte. Die französische Schiffsmannschaft, von den Kugeln schon sehr gelichtet, suchte erst jetzt die Flammen zu löschen, die ihr Schiff verzehrten. Aber es war bereits zu spät, und man mußte an die eigene Rettung denken. Alle schwimmenden Körper wurden in das Meer geworfen und man suchte auf diesen schwimmenden Asylen eine Zuflucht gegen die jede Minute zu erwartende Explosion. Kaum hatten sich einige Matrosen in das Meer gestürzt, als das Feuer zu der Pulverkammer gelangte und den Achill mit furchtbarem Gekrach in die Luft sprengte. Die Engländer beeilten sich, ihre Schaluppen auszusetzen, um die Unglücklichen aufzunehmen, die sich so tapfer vertheidigt hatten. Eine kleine Anzahl entzog sich auf diese Weise dem Tode. Die

Mehrzahl war an Bord geblieben und flog zugleich mit den Verwundeten, die das Schiff anfüllten, in die Luft.

Es war fünf Uhr und der Kampf hatte fast überall ein Ende genommen. Die französische Schlachtlinie, zuerst an zwei, dann an drei und vier Punkten durchbrochen, war von einem Ende bis zum andern zerstört. Bei dem Anblick dieser Flotte, die entweder vernichtet oder auf der Flucht begriffen war, gab der Admiral Gravina das Zeichen zum Rückzuge. Außer den beiden französischen Schiffen, die ihn befreit hatten und dem Prinzen von Austurien, auf dem er sich selbst befand, hatte er noch über 8 Linienschiffe zu verfügen, über 3 französische, Heros, Indomptable und Argonaut, und 5 spanische, Rayo, San Franzisko de Asis, San Justo, Montanez und Leandro. Diese letztern hatten ihre Existenz gerettet, aber nicht ihre Ehre. Es waren mithin 11 Schiffe der Niederlage entgangen, mit den 4 des Admirals Dumanoir, die einen gesonderten Rückzug angetreten hatten, im Ganzen 15. Dazu muß man noch die Fregatten fügen, welche die Flotte nicht so unterstützt hatten, als zu erwarten gewesen war.

17 französische und spanische Linienschiffe waren von den Engländern genommen, eins in die Luft geflogen. Das vereinigte Geschwader hatte 6 — 7000 Mann verloren, Getödtete, Verwundete und Ertrunkene und Gefangene. Nie hatte man auf den Wogen ein schrecklicheres Schauspiel gesehen.

Die Engländer hatten einen vollständigen, aber blutigen, theuer erkauften Sieg errungen. Von den 27 Linienschiffen, aus denen ihr Geschwader bestand, hatten fast alle die Masten verloren und einige waren dienstunfähig, theils für immer, theils auf so lange, als sie nicht einer beträchtlichen Ausbesse=

rung unterworfen wurden. Sie hatten ungefähr 3000 Mann verloren, eine große Anzahl ihrer Offiziere und den berühmten Nelson, der mehr werth war, als ein ganzes Heer. Sie führten einen gefangenen Admiral mit sich fort und 17 Linienschiffe, die fast alle entmastet oder dem Sinken nahe waren. Sie hatten Geschicklichkeit, Erfahrung und einen unbestreitbaren Muth gezeigt. Wir hatten den Ruhm, trotz der Niederlage, einen Heldenmuth entwickelt zu haben, der in der Geschichte vielleicht seines Gleichen nicht hat.

Gegen Ende des Tages segelte Gravina mit 11 Linienschiffen und Fregatten nach Kadix. Der Gegenadmiral Dumanoir fürchtete unterwegs auf den Feind zu treffen und wendete sich daher nach der Meerenge.

Der Admiral Collingwood legte um seinen Anführer Trauer an, glaubte aber den Rath des Sterbenden nicht befolgen zu müssen und beschloß, unter Segel zu bleiben, statt zu ankern. Man sah die Küste und das verhängnißvolle Kap Trafalgar, das der Schlacht seinen Namen gegeben hat. Ein gefährlicher Wind begann sich zu erheben, die Nacht wurde finster und die englischen Linienschiffe, die in Folge der erlittenen Beschädigungen schwer manövrirten, mußten noch 17 Schiffe im Schlepptau führen. Bald wurde der Wind stärker und den Schrecken einer blutigen Schlacht folgten die Schrecken eines furchtbaren Sturmes, als ob der Himmel die beiden gebildetsten Nationen der Welt, die der Herrschaft über dieselbe am würdigsten sind, für ihre Wuth gegen einander hätte bestrafen wollen. Der Admiral Gravina und seine 11 Linienschiffe hatten in Kadix einen nahen und sichern Zufluchtsort. Aber Collingwood, von Gibraltar zu weit entfernt, hatte blos das weite Meer, um von den Mühen und Leiden des Sieges auszuruhen. In wenigen Augenblicken

machte die Nacht Sieger und Besiegte gleich und ließ Alle unter einer Hand zittern, die mächtiger ist als die des siegreichen Menschen, unter der Hand der grollenden Natur. Die Engländer mußten die Schiffe, welche sie im Schlepptau führten, loslassen und konnten diejenigen, welche sie unter ihrer Eskorte hatten, nicht bewachen. Wie merkwürdig sind doch die Wechselfälle des Seekrieges! Einige der Besiegten, von dem schrecklichen Anblick des Sturmes mit Freude erfüllt, faßten die Hoffnung, daß sie ihre Schiffe und ihre Freiheit würden retten können. Die Engländer, welche den Buzentaur bewachten, übergaben unser Admiralschiff selbst der französischen Mannschaft. Unsere Matrosen richteten einige Nothmasten auf, befestigten einige Trümmer von Segeln daran und steuerten, vom Orkan fortgetrieben, nach Kadix. Der Algesiras wollte sich des unglücklichen Magon würdig zeigen, dessen Leiche er trug, und suchte sich ebenfalls zu befreien. 70 englische Matrosen und Offiziere bewachten diesen edlen Besiegten. So verstümmelt er auch war, so erhielt sich doch der Algesiras als ein neugebautes Schiff auf den Fluthen, aber alle seine Masten waren weggeschossen, der große Mast 15, der Besanmast 9, der Fockmast 5 Fuß über dem Verdeck. Das remorkirende Schiff hatte das Seil lösen müssen, das es mit seinem Gefangenen verband. Die englische Mannschaft hatte mehrere Nothschüsse gethan, aber keine Antwort erhalten. Der Anführer bat nun Herrn de la Bretonnière, ihm zu helfen, um das Schiff und das eigene Leben zu retten. Bretonnière, dem bei diesem Antrage ein Hoffnungsschimmer aufleuchtet, verlangt mit seinen im Schiffsraume eingeschlossenen Landsleuten berathen zu dürfen. Er sucht die französischen Offiziere auf und theilt ihnen seine Hoffnung mit, den Algesiras seinen Siegern zu entreißen. Alle kommen überein,

den Antrag der Engländer anzunehmen, sich sodann auf sie zu stürzen, ihre Waffen zu nehmen und sie auf Leben und Tod zu bekämpfen. Es waren 270 Franzosen da, entwaffnet, aber alle entschlossen, ihr Schiff den Feinden zu entreißen. Die Offiziere vertheilen sich unter ihnen und machen sie mit dem Plane bekannt, der mit Entzücken angenommen wird. Es ward verabredet, daß Bretonnière die Engländer zuerst auffordern wird; wollen sie sich nicht ergeben, so wird man sich auf sie stürzen. Der Sturm, die gefahrvolle Küste, der man so nahe ist, Alles wird vergessen; man denkt nur an diesen neuen Kampf, eine Art von Bürgerkrieg, den entfesselten Elementen gegenüber.

Bretonnière kehrt zu den Engländern zurück und sagt ihnen, daß die Hülflosigkeit, in der man sie bei einer solchen Gefahr lasse, alle ihre Verpflichtungen gehoben habe, daß die Franzosen sich von diesem Augenblicke an als frei betrachten und sich auf das erste Signal auf ihre Wächter stürzen werden. In der That greifen zwei französische Matrosen in ihrer Ungeduld die englischen Schildwachen an und empfangen schwere Wunden. Bretonnière stillt den Tumult und giebt den englischen Offizieren Zeit zum Nachdenken. Diese bedenken ihre kleine Zahl, die Grausamkeit ihrer Landsleute, die gemeinschaftliche Gefahr, welche Siegern und Besiegten droht und ergeben sich den Franzosen unter der Bedingung, in Frankreich die Freiheit zu erhalten. Bretonnière verspricht, sich bei seiner Regierung für sie zu verwenden, wenn man Kadix erreicht. Jetzt erhebt sich ein Freudengeschrei im Schiffe, man geht an das Werk, holt Segelstangen hervor, befestigt sie an die Trümmer des großen Mastes, spannt einige Segel auf und wendet sich nach Kadix.

Mit Anbruch des Tages wurde das Wetter noch schlech=

ter. Der Admiral Gravina befand sich mit den Trümmern der vereinigten Geschwader in Kadix. Die englische Flotte war im Angesicht des Hafens und führte einige der genommenen Schiffe mit sich, die sie mit ihren Geschützen im Zaume hielt. Bretonnière gelangt, nachdem er den ganzen Tag mit dem Sturme gekämpft hat, an den Eingang der Rhede. Um dem Sturme zu widerstehen, der ihn heftig nach der Küste zu trieb, hatte er blos einen einzigen Anker und ein großes Tau. Er wirft diesen Anker aus; wenn er nachgiebt, scheitert der Algesiras auf dem Felsen.

Da er die Rhede nicht kannte, hatte er bei einer furchtbaren Klippe, der sogenannten Diamantenspitze, Anker geworfen. Die Nacht vergeht unter furchtbaren Aengsten. Endlich erscheint der Tag und läßt diese öde Küste in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt erscheinen. Der Buzentaur, auch hier noch unglücklich, scheitert. Man rettet indessen einen Theil der Mannschaft an Bord des Indomptable, der nicht weit davon ankert. Dieser letztere war wenig beschädigt, weil er sich vom Kampfe ziemlich entfernt gehalten hatte, und lag an guten Ankern und Tauen. Während des ganzen Tages feuert der Algesiras Nothschüsse ab, um Hülfe herbeizurufen. Mehrere Barken gehen unter, ehe sie ihn erreichen. Einer einzigen gelingt es, einen kleinen Anker an Bord zu bringen. Dennoch hält sich der Algesiras neben dem Indomptable, der ihn ins Schlepptau zu nehmen verspricht, sobald das Einlaufen in den Hafen möglich wird. Abermals senkt sich die Nacht auf das Meer und die beiden Schiffe herab; es ist die zweite seit dem unglücklichen Treffen. Die Mannschaft des Algesiras sieht mit Schrecken auf die beiden schwachen Anker, auf denen ihre Rettung beruht und beneidet den Indomptable. Der Sturm verdoppelt sich und plötzlich hört man ein furchtbares

Geschrei. Der Indomptable, dessen starke Anker nachgegeben haben, kommt plötzlich heran, die ganze Mannschaft auf dem Verdeck versammelt, treibt wenige Fuß vom Algesiras vorbei und zerschmettert mit furchtbarem Gekrach auf der Diamantenspitze. Die Laternen, mit denen er bedeckt war, das laute Geschrei, das von seinem Verdecke ertönte, Alles erlischt unter den Wogen. 1500 Menschen sterben auf einmal, denn der Indomptable trug fast seine ganze Mannschaft, die des Buzentaur, Kranke und Verwundete und einen Theil der Truppen, die am Bord des Admiralschiffes sich befunden hatten.

Nach diesem furchtbaren Schauspiel und den entmuthigenden Betrachtungen, die es hervorruft, sieht der Algesiras den Tag wiedererscheinen und den Sturm sich beruhigen. Jetzt läuft er in den Hafen ein und ist in Sicherheit. So hat er den Lohn seines bewunderungswürdigen Heldenmuthes gefunden.

Während diese tragischen Abenteuer die wunderbare Rückkehr des Algesiras bezeichneten, war der Redoutable, der gegen die Viktory so glorreich gekämpft und Nelson getödtet hatte, zu Grunde gegangen. Von Kugeln durchlöchert, war er plötzlich in den Wogen verschwunden, und man hatte kaum die Zeit gefunden, 119 Franzosen zu retten. Der Fougueux war entmastet an die spanische Küste geworfen und gescheitert. Ebenso hatte der Monarca an den Klippen von San Lukar den Untergang gefunden.

Den Engländern blieben von ihren Prisen blos wenige. Sie hielten mit ihren am wenigsten beschädigten Schiffen im offenen Meer im Angesicht von Kadix, und widrige Winde versperrten ihnen die Rückkehr nach Gibraltar.

Der tapfere Befehlshaber des Pluto, der Kapitain Cosmao, konnte bei diesem Anblick seinen Eifer nicht mäßigen.

Sein Schiff war von Kugeln durchlöchert, seine Mannschaft auf die Hälfte herabgebracht, aber alle diese Gründe vermochten ihn nicht aufzuhalten. Das Kommando gebührte ihm, da alle Admirale oder Gegenadmirale todt, verwundet oder gefangen waren, und er benutzte dies, nachdem er sich von der Fregatte Hermione einige Matrosen genommen und sein Takelwerk ausgebessert hatte, allen Schiffen, die noch das Meer halten konnten, den Befehl zu geben, unter Segel zu gehen, um mit ihnen der Flotte Collingwoods die genommenen französischen Schiffe wieder zu entreißen. Seine Begleitung bildeten der Neptun, der während der Schlacht stets bemüht gewesen war, am Feuer Theil zu nehmen, und drei andere französische und spanische Linienschiffe, die am Tage von Trafalgar nicht mitgekämpft hatten. Ihnen folgten fünf Fregatten, die ebenfalls ihr neuliches Benehmen gut zu machen hatten. Trotz des schlechten Wetters näherten sich diese zehn Schiffe der englischen Flotte. Collingwood, der sie für ebenso viel Linienschiffe hielt, ließ auf der Stelle seine zehn am wenigsten beschädigten Linienschiffe vorgehen. In Folge dieser Bewegung blieb ein Theil der Prisen sich selbst überlassen. Die Fregatten benutzten dies, um die Santa Anna und den Neptun in das Schlepptau zu nehmen. Da Cosmao keine ausreichende Macht besaß und den Wind gegen sich hatte, so kehrte er mit den beiden wiedereroberten Schiffen, der einzigen Trophäe, die nach solchen Unglücksfällen zu erlangen war, nach Kadix zurück. Dies war nicht das einzige Resultat seines Unternehmens. Der Admiral Collingwood befürchtete, seine Prise nicht behaupten zu können und ließ die Santissima Trinidad, den Argonauta, den San Augustino und den Intrepide theils verbrennen, theils in Grund bohren. Der Adler entkam dem englischen Linienschiffe Defiance, ging aber vor dem Hafen von

Sainte Marie zu Grunde. Auch der Berwick scheiterte, nachdem er sich den Engländern zu entziehen versucht hatte. Von den Schiffen, die Cosmao gefolgt waren, konnte eins, der Rayo, den Hafen nicht wieder erreichen und scheiterte zwischen Rota und San Lukar. Der englische Admiral konnte von seinen 17 Prisen nur 4 nach Gibraltar bringen, worunter ein französisches Schiff, der Swiftsure, und 3 spanische. Auch der Swiftsure mußte noch in den Grund gebohrt werden.

Das war die verhängnißvolle Schlacht von Trafalgar. Unerfahrene Seeleute, noch unerfahrnere Verbündete, eine schwache Disziplin, ein vernachlässigtes Material, eine traurige Uebereilung mit allen ihren Folgen; ein Anführer, der diese Nachtheile zu lebhaft fühlte, auf allen Meeren von düstern Ahnungen verfolgt wurde und unter diesen Einflüssen die großen Entwürfe seines Herrschers scheitern ließ; ein Herrscher, der auf die materiellen Hindernisse, die sich zu Lande leichter besiegen ließen als zur See, nicht genug Gewicht legte und einen Admiral, der mehr zu beklagen als zu tadeln war, durch die Bitterkeit seiner Vorwürfe trostlos machte; dieser Admiral, von dem Glück so grausam verfolgt, daß es ihm selbst den Vortheil des Windes versagte; die Hälfte der Flotte durch Unwissenheit oder die Unkunde der Elemente zur Unthätigkeit gezwungen, die andere Hälfte mit Wuth sich schlagend; auf der einen Seite ein berechnender und kalter Muth, auf der andern Seite eine heroische Unerfahrenheit und die edelste Aufopferung; ein furchtbares Blutbad, eine unerhörte Verwüstung; nach dem Wüthen der Menschen das Wüthen des Sturmes; die Trophäen des Siegers in den Abgrund versunken; endlich der siegreiche Admiral mitten in seinem Triumph von der Hand des Todes darniedergeworfen und der besiegte Admiral zum Selbstmord entschlossen — das war,

wiederholen wir, die verhängnißvolle Schlacht von Trafalgar mit ihren Ursachen, ihren Resultaten, ihren tragischen Erscheinungen.

Man konnte aus dem großen Unglück indessen doch glückliche Folgerungen für unsere Marine ziehen, man mußte der Welt erzählen, was vorgegangen war. Die Kämpfe des Redoutable, des Algesiras, des Achill konnte man mit Stolz neben den Triumphen von Ulm anführen. Der unglückliche Muth ist nicht weniger bewunderungswürdig als der glückliche; er ist noch ergreifender. Ueberdies war die Gunst des Glücks gegen uns groß genug gewesen, daß man einige seiner Härten öffentlich gestehen konnte. Man mußte sodann die Männer, die ihre Pflicht würdig erfüllt hatten, mit Belohnungen überhäufen, diejenigen aber, die dem Kampfe fern geblieben waren, vor ein Kriegsgericht stellen. Wenn diese Letztern sich auch bei andern Gelegenheiten ausgezeichnet hatten, so mußte man sie doch der Nothwendigkeit opfern, die Disziplin mit äußerster Strenge herzustellen. Hauptsächlich mußte aber die Regierung aus dieser blutigen Niederlage eine Lehre für sich selbst schöpfen und sich sagen, daß nichts auf einmal geschieht, vorzüglich wenn es sich um die Marine handelt; sie mußte dem Gedanken entsagen, Geschwader, die noch keine Probe abgelegt hatten, in Schlachtlinie gegen den Feind zu führen und sich damit begnügen, sie durch häufige und lange Fahrten auszubilden.

Der vortreffliche König von Spanien stellte solche Betrachtungen nicht an, sondern belohnte gleichmäßig Tapfere wie Feige, da er blos das ehrenvolle Benehmen seiner Seeleute in das Licht stellen wollte. Bei einem altgewordenen Hofe war das eine natürliche Schwäche, die von der Gutmüthigkeit eingegeben wurde. Unsere Seeleute befanden sich

mit den Spaniern zusammen im Hafen von Kadix, als man ihnen ankündigte, daß der König von Spanien jedem Spanier, der der Schlacht von Trafalgar beigewohnt habe, einen höhern Grad verleihe und außerdem die Tapfersten noch besonders belohne. Die Spanier, welche sich dieser Belohnungen, an denen die Franzosen keinen Antheil hatten, beinahe schämten, sagten diesen, daß auch sie gewiß den Lohn ihres Muthes erhalten würden. Es geschah nichts: die feigen wie die tapfern Franzosen wurden auf gleiche Weise behandelt — vergessen.

Als der Admiral Decrés das Unglück von Trafalgar erfuhr, wurde er von Schmerz ergriffen. Dieser Minister hatte trotz seines Geistes, seiner tiefen Kenntniß der Marine, doch immer nur Unglücksfälle zu melden und zwar einem Souverän, der sonst blos glückliche Erfolge kannte. Er meldete diese traurigen Nachrichten an Napoleon, der bereits wie auf Adlerflügeln nach Wien vordrang. Obgleich eine unglückliche Nachricht in einer Seele, die von Triumphen berauscht war, kaum Eindruck machen konnte, so verursachte ihm die Nachricht doch das lebhafteste Mißvergnügen. Indessen war er dieses Mal gegen den Admiral Villeneuve weniger streng als gewöhnlich, denn war der Unglückliche auch unvorsichtig gewesen, so hatte er sich doch tapfer geschlagen. Napoleon handelte hier wie die Menschen, die stärksten wie die schwächsten, häufig handeln; er vergaß seinen Kummer und suchte ihn auch bei Andern in Vergessenheit zu bringen. Er wollte, daß man in den französischen Journalen wenig rede und das Ganze als einen unvorsichtigen Kampf darstelle, bei dem wir mehr durch den Sturm als durch den Feind gelitten hätten. Er wollte ebenso wenig belohnen als bestrafen, was eine grausame Ungerechtigkeit war, seiner und des Geistes seiner Regierung unwürdig.

Es ging damals in seiner Seele etwas vor, was mächtig dazu beitrug, ihm dieses kleinliche Verfahren anzuempfehlen; er begann an der französischen Marine zu verzweifeln. Er hatte eine neue Art gefunden, England zu schlagen, die sicherer und ausführbarer war, nämlich es in seinen Verbündeten zu bekämpfen, ihm den Kontinent zu entreißen und seinen Handel wie seinen Einfluß gänzlich davon auszuschließen. Er mußte dieses Mittel natürlich vorziehen, denn in der Anwendung desselben war er ausgezeichnet und es hätte ihn auch bei mehr Mäßigung zum Ziele geführt. Von diesem Tage an dachte Napoleon weniger an seine Marine und wollte, daß die Welt sie ebenfalls vergesse.

Europa beobachtete bereitwillig das Stillschweigen über Trafalgar, das er so sehr wünschte. Das dröhnende Geräusch seiner Schritte auf dem Kontinent hinderte es, das Echo der Geschütze von Trafalgar zu hören. Die Mächte, die den Degen Napoleons auf der Brust fühlten, wurden durch einen Seesieg nicht beruhigt, der England allein nützte und kein anderes Resultat hatte, als seiner Handelsherrschaft, die auch sie nicht liebten und blos aus Eifersucht gegen Frankreich duldeten, eine neue Ausdehnung zu geben. Ueberdies tröstete sie der brittische Ruhm für ihre eigene Demüthigung nicht. Trafalgar verdunkelte den Glanz von Ulm nicht und schwächte auch keine der Folgen dieses Sieges, wie man bald sehen wird.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs

Bd.: 20

Leipzig (1847)

Gall.rev. 933 uh-16/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10424617-2